Stück 73 bis 83.

„Den 48. Abend (Mittwoch den 22. Juli) ward das Trauerspiel des Herrn Weiße „Richard III." aufgeführt. — Dieses Stück ist unstreitig eins von unseren beträchtlichsten Originalen, reich an großen Schönheiten, die genugsam zeigen, daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden, nicht im geringsten über die Kräfte des Dichtes gewesen wäre, wenn er sich diese Kräfte nur selbst hätte zutrauen wollen." —

Eine deutsche Originaltragödie! Es ist, neben „Olint und Sophronia" (Stück 1 bis 7), das einzige deutsche Drama, an das Lessing in der Hamb. Dramaturgie eine längere Besprechung knüpft. Uebrigens ist es nicht dieses „beträchtliche Original" selbst, das ihn hier beschäftigt, und so können auch wir es uns ersparen, auf seinen Inhalt einzugehen. Weiße's sämtliche dramatische Schöpfungen sind längst verschollen, und was seinen „Richard III" im besonderen angeht, so verschwindet er in seiner fadenscheinigen Dürftigkeit vollständig vor der gewaltigen gleichnamigen Tragödie Shakespeare's, die, wunderbar genug, Weiße erst nach Abfassung seiner Dichtung kennen gelernt zu haben erklärt. Für Lessing ist Weiße's Stück nur die Handhabe zu einer erneuten Hervorhebung der Größe Shakespeare's; dann aber nimmt er aus ihm die Gelegenheit, auf das eingehendste sich mit der Prüfung der allerschwierigsten dramaturgischen Frage zu beschäftigen, der Frage nach den tragischen Affekten und deren Reinigung.

Schon mehrfach hätte sich vorher ein Anlaß zur Heranziehung dieses auch von den Franzosen vielbehandelten Gebietes finden lassen, aber Lessing war bisher allen Lockungen dazu aus dem Wege gegangen. Es scheint, als ob er die Lösung der hier vorliegenden Rätsel selber noch nicht gefunden hatte, und doch wollte und konnte er sein großes Werk nicht abschließen, ehe er sich und seinem Publikum darüber vollen Aufschluß gegeben hatte. Für Deutschland hat Lessing mit den zehn Stücken der Dramaturgie, in denen die tragischen Affekte und ihre Reinigung behandelt werden, eine fast unübersehbare und noch keineswegs abgeschlossene Litteratur eingeleitet. —

Aristoteles bestimmt in dem letzten Teile seiner Definition der Tragödie, daß diese die beiden Affekte des Mitleids und der Furcht erwecken, und daß die beiden erregten Affekte alsdann an sich selbst eine Reinigung vollziehen sollen. Es waren also die beiden Fragen zu beantworten:

1. Wie werden durch die Handlung der Tragödie die Affekte des Mitleids und der Furcht erregt?
2. Wie erfolgt die Reinigung dieser Affekte durch die nämlichen Affekte? —

Bezüglich der ersten Frage hat Aristoteles in seiner Poetik selber die notwendigsten, freilich in manchem Sinne sehr deutungsfähigen Erläuterungen gegeben; über die zweite Frage findet sich dort kein Wort der Erläuterung.

Die französischen Tragiker und Kunstrichter aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts haben sich mit beiden Fragen sehr angelegentlich beschäftigt. Ihre Lösung derselben läßt nur zu sehr das Bestreben erkennen, die eigenen tragischen Schöpfungen als auf dem Grunde der aristotelischen Lehre ruhend hinzustellen. Ihre mannigfachen Irrtümer hat Lessing überzeugend nachgewiesen, doch ist es ihm selber noch nicht in allen Stücken gelungen, die volle Wahrheit ans Licht zu stellen. Auch die neuere und neueste Forschung hat keine unanfechtbaren Ergebnisse darzubieten vermocht. Immer noch muß mit subjektivem Wähnen sich begnügen, wer überhaupt Stellung zu dieser Frage nehmen will. — Eine solche Stellung werden wir zu nehmen suchen, nachdem wir jedoch zuvor uns lediglich auf den Standpunkt Lessings gestellt haben. (Vergl. Vorwort zum I. Teil.)

Bei Beginn des 74. Stückes lesen wir: „Die Tragödie, nimmt Aristoteles an, soll Mitleid und Schrecken erregen; und daraus folgert er, daß der Held derselben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Bösewicht sein müsse; denn weder mit des einen noch mit des anderen Unglück lasse sich jener Zweck erreichen." — Diese entschiedene Verwerfung der beiden moralischen Extreme mußte die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Franzosen sehr unangenehm berühren; denn für beide bot ihre klassische Tragödie Beispiele dar. Namentlich waren es die moralischen Ungeheuer mit ihrer grotesken Scheinerhabenheit, denen sie zum tragischen Dasein verholfen hatten. Kamen doch gerade diese dem gallischen Emotionsbedürfnis so recht entgegen.

Wie sollte nun dieser Widerspruch zwischen aristotelischer Theorie und französischer Praxis gelöst werden? Das wußte Corneille ebenso einfach wie sinnreich ins Werk zu setzen. — Jene Folgerung des Aristoteles ignorierte er einfach und erklärte: Was will denn Aristoteles weiter, als daß die Tragödie die beiden Affekte des Mitleids und des Schreckens erwecke? Er fordert doch nicht unbedingt, daß sie Mitleid mit dem Helden erwecke? Wenn dieser ein absoluter Bösewicht ist, so geht von ihm und seinen Greuelthaten der erforderliche Schrecken aus, und den Opfern seiner Greuelthaten zollen wir das ebenfalls erforderliche Mitleid; — dann sind ja die beiden Affekte erregt, und Aristoteles muß zufrieden sein. —

Freilich gilt auf diese Weise keiner der beiden tragischen Affekte dem Träger der tragischen Handlung; zu beiden ist er nicht das Objekt. Seine Handlungen, nicht sein Geschick; was er thut, nicht, was ihm widerfährt, ist Gegenstand unseres Schreckens, wie diejenigen, an denen er es thut, Gegenstand unseres Mitleids sind. Daß endlich dasjenige, was er an seinen unglücklichen Opfern verübt, daß seine Handlungen keinesweges im Sinne der altgriechischen Tragödie sind, wurde selbstverständlich gleichfalls nicht beachtet. Die französischen Tragiker waren bemüht, ihren Helden die unglaublichsten Schandthaten aufzubürden, die griechischen Tragiker haben gerade die größte Mühe aufgewandt, die Uebelthaten, welche sie ihre Helden begehen lassen, zu mildern, sie als verzeihlich, als nur aus der allgemeinen menschlichen Schwäche entspringend darzustellen; ja, sie lassen den Helden nicht selten im Zustande einer von der Gottheit selber über ihn verhängten Verblendung handeln, so daß seine Uebelthat im Augenblicke ihrer Begehung gar nicht als freier Willensakt erscheint und er somit auch nicht in vollem Umfange dafür verantwortlich gemacht werden kann. — Somit ist der französische Schrecken — terreur — unmöglich der Affekt, an welchen Aristoteles gedacht hat, und die Franzosen hätten das φόβος der Definition nicht mit „terreur-Schrecken", sondern mit „peur-Furcht" übersetzen sollen. — Jeden Zweifel schließen endlich zwei erläuternde Bestimmungen des Aristoteles über die tragischen Affekte aus: Das Mitleid verlangt einen, der unverdient leidet, und die Furcht einen Unseresgleichen. — Der Held soll unverdient leiden (ἀνάξια πάσχειν), das heißt: nicht völlig schuldlos — denn ein ἁμάρτημα soll ja nach Aristoteles der tragische Held begehen —, sondern nicht in dem richtigen Verhältnisse zu seiner Schuld, weit härter, als er es verdient hätte. Nur ein solches Leiden ist danach angethan, unser Mitleid zu erregen. — Furcht aber empfinden wir, weil wir ebenso geartet sind wie der Held, d. h. von ähnlichen Trieben beseelt und ebenso geneigt wie er, im Sturme der Leidenschaft lieber eine sittliche Schuld auf uns zu laden, als von dem geraden Wege zum Ziel uns abdrängen zu lassen. Darum müssen wir nun auch fürchten, daß für ein gleichartiges Vergehen uns eine gleichartige Strafe treffen werde, daß wir wie der Held dem Verderben anheimfallen müssen. — Die tragische Furcht ist danach gar nicht die Furcht, die wir für den Helden empfinden, es ist die Furcht, die wir für uns selber empfinden. Das Objekt des ersten tragischen Affektes, des Mitleids, ist der Held; das Objekt des zweiten tragischen Affektes, der Furcht, sind wir selber. — Diese Erklärung der tragischen Furcht ergiebt sich indirekt aus der in der „Poetik" selber gegebenen Bestimmung, daß zur Furcht unsere Gleichartigkeit mit dem Helden erforderlich sei, und sie ergiebt sich direkt aus zwei Stellen der „Rhetorik" desselben Philosophen. Diese Stellen lauten Buch II Kap. 5: „Furchtbar ist alles, was, wenn es Anderen geschieht oder bevorsteht, Mitleid erregt" und Buch II Kap. 8: „Was man für sich fürchtet, ist Gegenstand des Mitleids, wofern es bei Anderen vorfällt." — Die aristotelische Furcht ist also die Furcht, daß wir selbst der Gegenstand unseres Mitleids werden könnten, sie ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.

So haben die Franzosen den einen tragischen Affekt ganz falsch verstanden und sich aus dieser verkehrten Auffassung heraus eine Art Rechtfertigung für ihre ruchlosen Helden konstruiert. Aber ihr großer Corneille ging noch weiter. Zunächst hatte er wenigstens noch anerkannt, daß eine wahre Tragödie Mitleid und Furcht erwecken sollte; alsbald gelangt er zu dem weiteren Resultat, daß sie Mitleid oder Furcht erwecken solle.

Was ihn auf diesen weiteren Abweg geführt hatte, ist nicht schwer zu erkennen. Es war ihm doch offenbar bedenklich geworden, daß der Held der Tragödie keinen der beiden Affekte für sich selber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erwecken sollte. Nun half er sich so: Der tugendhafte Held erweckt Mitleid mit sich, der lasterhafte Held erweckt Schrecken, Grauen vor sich. Im letzteren Falle ist der Held zwar auch nicht das Objekt des Affektes, aber die hübsche Antithese ist doch da, und Antithesen lieben die Franzosen gar zu sehr. Daß aus dem „und" dabei ein „oder" wird, erscheint Corneille unverfänglich. Er treibt damit sogar einen logischen Scherz. — Aristoteles sagt: Die wahre Tragödie erweckt Mitleid und Furcht. Contrapositio: Was weder Mitleid noch Furcht erweckt, ist auch keine wahre Tragödie. Der „Cid" nun aber mit seinem tugendhaften Helden erweckt Mitleid, die „Rodogune" mit ihrer lasterhaften Heldin erweckt Furcht, resp. Schrecken. Ergo: „Cid" und „Rodogune" sind wahre Tragödien!" Die Umwandlung des negativ-kopulativen „weder — noch", dem ein positives „sowohl — als auch" entspricht, in ein disjunktives „weder — noch", dem ein positives „entweder — oder" entspricht, ist ein wahres Gauklerstückchen. — Solcher groben Mißverständnisse resp. Verdrehungen konnte sich ein späterer Vorkämpfer für die französische Tragödie, der in der Hamb. Dramaturgie vielgenannte Gelehrte Dacier, nicht schuldig machen; denn er war nicht Dichter, sondern Philologe. Er verlangte von der Tragödie Mitleid und Furcht, und er wollte das Mitleid nur auf den Helden selbst bezogen wissen. Der Irrtum, dem er verfiel, bestand in einer zu weiten Fassung des Begriffes Mitleid, und diese fasche Fassung gab er dem Begriff offenbar in der Absicht, die Ungeheuer der französischen Tragödie zu retten.

Der furchtbare Untergang dieser Helden soll nach ihm immer noch Mitleid erwecken, und so bekämpft er den Satz des Aristoteles: „Mitleid verlangt einer, der unverdient leidet." Der Patriotismus trug bei Dacier den Sieg über das philologische Gewissen davon. — Daß übrigens eine mitleidsähnliche Regung den natürlichen Menschen immer beschleichen wird, wenn er dem jähen, schrecklichen Ende eines menschlichen Wesens beiwohnt, mag es dem wahren Menschentum noch so entfremdet sein, giebt auch Lessing zu; nur bestreitet er, daß diese schwächliche Art des Mitleids als beabsichtigte Wirkung der Tragödie zu bezeichnen sei. Der tragische Affekt des Mitleids ist nach Aristoteles das Mitleid auf seiner höchsten Stufe, und der hier in Rede stehende schwächliche Empfindungsakt hat mit dem großen Affekt so wenig gemein, daß Aristoteles für ihn einen gesonderten Terminus erfunden hat: Philanthropie. Zweimal stellt er in seiner Poetik diese Philanthropie als besondere Regung neben ἔλεος, den Affekt des Mitleids.*)

Es geschieht dies bei der Aufstellung der Kombinationen von Schuld und Schicksal in der Tragödie. Eine dieser Kombinationen ist die folgende: Ein vollendeter Bösewicht gelangt aus unglücklichen Verhältnissen in glückliche.

„Das", sagt Aristoteles, „ist das Alleruntragischste; es hat nichts von allem, was es haben sollte: es erweckt weder Philanthropie noch Mitleid noch Furcht". Eine andere Kombination ist diese: „Ein völliger Bösewicht verfällt aus glücklichen Umständen in unglückliche. Hierbei können Mitleid und Furcht auch nicht aufkommen, wohl aber Philanthropie". — Die beiden tragischen Affekte können in beiden angeführten Fällen nicht vorkommen, weil sie sich notwendig an das schwere Leiden eines Menschen knüpfen, der weder völlig tugendhaft noch völlig lasterhaft ist. In dem ersteren Falle ist auch nicht einmal Philanthropie möglich, weil ja Schicksalswendung zum Glück stattfindet; in dem zweiten Falle aber, wo Schicksalswendung zum Unglück eintritt, wo dem Helden ein schreckliches Ende bereitet wird, beschleicht uns, wenn wir den furchtbaren Ausgang auch wohlberechtigt finden, die mitleidsähnliche Empfindung, für welche Aristoteles eben den Terminus „Philanthropie" gefunden hat.

Die vorstehenden Ausführungen umschreiben den Gedankengang Lessings in den Stücken 74—76. — Mit Stück 77 tritt Lessing in die Erörterung der Reinigung der beiden tragischen Affekte ein.

Die Tragödie erregt Mitleid und Furcht, ersteren Affekt für den Helden, letzteren für uns selbst. Aber die Tragödie hat nicht nur die Aufgabe, diese beiden Affekte in uns zu erregen, sie soll sie auch in uns reinigen. Die Erregung ist nur das Mittel, der Zweck ist die Reinigung, durch welche Mitleid und Furcht aus unlauteren Regungen zu „tugendhaften Fertigkeiten" werden.

---

*) Es sei hier nochmals darauf hingewiesen, daß dieser Abschnitt nur eine Darlegung der Ansichten Lessings über die tragischen Affekte und deren Reinigung sein will. Dem folgenden Abschnitt sind die Berichtigungen dieser Ansichten vorbehalten. Letzteres gilt besonders von der Auffassung Lessings in Betreff der Philanthropie.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch auf diesem Gebiet der Reinigung haben die Franzosen im Mißverstehen das Mögliche geleistet, und wiederum gebührt Corneille darin der Vortritt. Er läßt die Reinigung sich gar nicht an den durch die Tragödie erregten Affekten des Mitleids und der Furcht vollziehen, wie es doch der klare Wortlaut der aristotelischen Definition — δι' ἐλέου καὶ φόβου τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν — erfordert, sondern an den „vorgestellten Leidenschaften" d. h. an den Leidenschaften, die in den Trägern der tragischen Handlung walten. Wenn der Held durch Ehrgeiz, Herrschsucht, Eifersucht geleitet und durch das Uebermaß dieser Leidenschaften ins Unglück gestürzt wird, so sollen wir durch das warnende Beispiel davor behütet werden, uns den verheerenden Wirkungen derselben Leidenschaften auszusetzen.

Auch hier hat der Philologe Dacier den Sinn der aristotelischen Definition richtiger erfaßt, aber auch hier wieder macht er schließlich seinem Landsmann Corneille eine Verbeugung und dreht dem Griechen Aristoteles den Rücken. — Dacier erkannte im allgemeinen richtig, daß nach Aristoteles Affekt durch Affekt gereinigt werden sollte, nebenher aber giebt er auch noch eine Reinigung der „vorgestellten Leidenschaften" zu. — Doch sehen wir von diesem offenbaren Opfer des Intellekts ab, so hat er auch bezüglich der wahren Reinigung der Affekte die richtige Bahn nur betreten, ohne sie bis zum wirklichen Ende zu durchwandeln. Die Katharsisdeutung Daciers ist die folgende: Die tragische Handlung erweckt in uns Mitleid mit dem leidenden Helden, dessen Leiden die Heimsuchungen, von denen die gewöhnlichen Sterblichen betroffen zu werden pflegen, weit überragt. So entnehmen wir denn die Mahnung für uns daraus, uns nicht zu sehr vor dem Unglück, das uns etwa treffen könnte, zu fürchten, da es dem Leiden des Helden gegenüber immer noch erträglich erscheinen dürfte. — Mitleid mit dem Helden, Furcht für uns, das stimmt zu Lessings Ansicht bezüglich der zu erweckenden Leidenschaften; aber es erscheint danach nur eine der beiden Leidenschaften, die Furcht, als Objekt der Reinigung, und diese Reinigung wird ferner auch nur erwirkt durch eine der beiden Leidenschaften, das Mitleid. Nach Lessing fordert dagegen Aristoteles, daß die beiden erweckten Leidenschaften gemeinsam das Werk der Reinigung an beiden vollziehen sollen. — Ferner ist nach Lessing auch die Dacier'sche Reinigung bezüglich des einen Objekts, der Furcht, keine vollständige, da sie nur die allzugroße Furcht beseitigt; vollständig würde die Reinigung dieses Objektes erst dann sein, wenn sie sich zugleich auf die Heranziehung gänzlicher Furchtlosigkeit zu heilsamer Furcht erstreckte. Daß Aristoteles diese Reinigung beider Affekte in Bezug auf beide Extreme des Zuviel und des Zuwenig im Auge gehabt hat, ergiebt sich aus zwei Erwägungen. Die eine ist philologischer, die andere philosophischer Art. — Aristoteles spricht in seiner Definition nicht von einer Katharsis τούτων τῶν παθημάτων: dieser Leidenschaften, sondern von einer Katharsis τῶν τοιούτων παθημάτων: dieser und dergleichen Leidenschaften. Damit will der Philosoph besagen, daß die Reinigung sich auf die Affekte der Furcht und des Mitleids in dem ganzen weiten Umfange dieser Begriffe erstreckt, daß, wenn die Reinigung sich an ihnen vollzogen hat, unser Mitleid und unsere Furcht von allen ihnen bisher anhaftenden Mängeln befreit und auch alle dem Mitleid und der Furcht verwandten Regungen von ihren Schlacken gereinigt sind. — Diese philologisch notwendige Deutung der Stelle der Definition wird nun noch besonders gestützt durch die Lehre des Aristoteles von den Leidenschaften und von der Möglichkeit ihrer Umwandlung in tugendhafte Fertigkeiten. Diese liegt darin, daß in der Mitte zwischen zwei entgegengesetzten sittlichen Gebrechen eine Tugend liegt, wie etwa die Tugend der Freigebigkeit zwischen den Lastern der Verschwendung und des Geizes. So würde die gute Furcht als Tugend, als tugendhafte Fertigkeit, zwischen der Tollkühnheit und der Zaghaftigkeit, das gute Mitleid als Tugend zwischen den fehlerhaften Extremen der stumpfen Gefühllosigkeit und der weichlichen Gefühlsschwärmerei, der Empfindsamkeit, liegen.

Nach Beseitigung dieser beiden Paare der fehlerhaften Extreme soll also die tragische Handlung durch Erregung von Mitleid und Furcht die tugendhaften Fertigkeiten der guten Furcht und des guten Mitleides in der Reinkultur herstellen. Danach stellt Lessing folgende Tabelle auf, welche die verschiedenen Einzelthätigkeiten der an ihrem umfassenden Werke thätigen Katharsis fixiert:

1. Das Mitleid reinigt das zu große Mitleid (Empfindsamkeit).
2. Das Mitleid reinigt das zu geringe Mitleid (Gefühllosigkeit).
3. Das Mitleid reinigt die zu große Furcht (Zaghaftigkeit).
4. Das Mitleid reinigt die zu geringe Furcht (Tollkühnheit).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. Die Furcht reinigt das zu große Mitleid.
6. Die Furcht reinigt das zu geringe Mitleid.
7. Die Furcht reinigt die zu große Furcht.
8. Die Furcht reinigt die zu geringe Furcht.

Greifen wir aus der Tabelle eine Nummer heraus, oder kombinieren wir gleich zwei zusammengehörende Nummern, um die gemeinsame Thätigkeit beider Affekte bei der Herstellung der tugendhaften Fertigkeit aus einem fehlerhaften Extrem zu beobachten. Verbinden wir Nummer 8 mit Nummer 4. — Das Ergebnis müßte sein: Erziehung von Tollkühnheit zu heilsamer Furcht durch die gemeinsame Erziehungsarbeit von Furcht und Mitleid. —

Trotzig, voll Selbstvertrauen, ohne sich nach rechts oder links umzublicken, ist der Tollkühne bisher seinen geraden Weg vorwärts geschritten, alle Hindernisse ohne Rücksicht auf die Anderen und auch auf sich selbst bei Seite schiebend. Ist er auch das eine oder das andere Mal über diese Hindernisse gestrauchelt und hat sich dabei kleine Wunden oder Beulen geholt, er hat darüber gelacht und nun erst recht sich vorgenommen, es das nächste Mal gerade wieder so zu machen. Wirklich großen Gefahren und Schwierigkeiten hat er wohl noch nicht gegenüber gestanden. Jetzt tritt in der tragischen Handlung ein Mann vor ihn hin, der mit solchen Gefahren und Schwierigkeiten zu ringen hat. Als er ihn entschlossen sieht, ihnen die Spitze zu bieten, da sagt er sich: „Das ist mein Mann!" Als er ihn aber dann, zwar auch jetzt noch entschlossen, doch mit ruhiger Ueberlegung seine Hilfsmittel mustern, Verstärkung durch gleichgesinnte Genossen suchen, kurz, umfassende Vorbereitungen treffen sieht, ehe er zum Sturmangriff schreitet, da ist er geneigt, die Achseln über ihn zu zucken. Jetzt aber beginnt der Kampf, der harte, gewaltige Kampf, und rasch stellt sich in unserem Tollkühnen der Respekt wieder her, den er dem Helden schon hatte versagen wollen. Er, der zuvor ihm allzu bedächtig erschienen war, zeigt jetzt eine solche Kühnheit, verbunden mit Zähigkeit und Ausdauer, solch ein Nichtachten der empfangenen Streiche, daß ihm nunmehr die Einsicht kommt, daß der Held denn doch ein ganz anderer Mann ist wie er, der es nur immer gerade zu einem Anlauf brachte, um dann entweder über einen billigen Sieg gewaltig zu triumphieren oder am Boden zu liegen. Zum ersten Mal sieht er sich in ähnlicher schwieriger und gefahrvoller Lage, und wie er sich sagen muß, daß er bei seiner gewohnten Sorglosigkeit und Ueberstürzung dann verloren wäre, steigt mit der Scham zugleich die Furcht in ihm auf — und er beschließt, es fortan auch so zu machen wie der Held. — Doch nun sieht er den bisher siegreich vorschreitenden Helden trotz aller seiner klugen Vorkehrungen, trotz aller seiner Unerschrockenheit und Ausdauer erst straucheln, dann fallen, erliegen. Sein Mann, der Gegegenstand seiner höchsten Achtung, sein Muster für die eigene Zukunft, er erliegt im Kampf! Tiefstes Mitleid erfaßt ihn, aber aus dem Mitleid ringt allmählich ein anderes, noch edleres und stärkeres Gefühl sich empor: wer so bis zum letzten Augenblick sich selbst und seiner Sache treu geblieben, der ist trotz seiner Niederlage ein Sieger. Wie viel herrlicher ist es doch, zu fallen, nachdem man als wahren Streiter sich erprobt, beklagt von den Freunden, bewundert sogar von den Feinden, als in blindem Ansturm zerschellt, unbeklagt, ruhmlos dazuliegen! — Durch Furcht und Mitleid hindurchgetrieben, hat sich die Tollkühnheit nicht in ihr Gegenteil, in unedle, blaße Furcht, sie hat sich in gute und wahre Furcht gewandelt. — Auf analoge Weise vollzieht sich durch Furcht und Mitleid die Reinigung in dem Zaghaften, in dem Gefühlsmenschen und in dem Stumpfsinnigen. Sie alle sehen, unter gewaltigster Erregung ihres Innern, in dem reinen Spiegel des Heldentums die entstellten Züge ihres eigenen Seelenbildes, und der Wunsch, ihr eigenes Bild dem geschauten ähnlich zu schaffen, wird zum wirklichen Trachten nach Veredelung.

Diese Deutung der aristotelischen Katharsis seitens Lessings hat unbeanstandet bis in die neuere Zeit hinein Geltung behalten. Sie erhielt zunächst einen helleren Glanz dadurch, daß sie, auf wirklicher Quellenforschung und großem Scharfsinn beruhend, in erfreulichen Gegensatz trat zu der ganz unwissenschaftlichen und willkürlichen Deutung durch Corneille und die französischen Dichter und Kunstgelehrten überhaupt. Nur Dacier unterschied sich vorteilhaft von ihnen, aber auch er betrat, sei es durch Vorurteile, sei es durch wirklich mangelnde Einsicht gehemmt, nur sehr zaghaft den Pfad freier Forschung und gelangte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so zu keinen ganzen Resultaten. Als ganzes Resultat muß die durch Lessing endgültig festgestellte Thatsache bezeichnet werden, daß durch die tragischen Affekte diese selbst und nichts Anderes gereinigt werden sollen.

Für die ganze Epoche unserer klassischen Litteratur und noch über diese hinaus galt aber auch die durch Lessing festgestellte Art dieser Reinigung, sowie ihr Umfang für völlig zutreffend. Die Wirkung, welche danach die Tragödie, dieser vornehmste Zweig der Weltlitteratur seit zwei Jahrhunderten, erzielte, war eine edle, vornehme und umfassende. Hatte doch der reinste Genuß an dem Schönen zugleich noch eine weitgehende sittliche Besserung im Gefolge. Wie mußte dieser reiche moralische Erwerb einer Zeit zusagen, die von der Kunst vor allem gerade solche Wirkungen erwartete und forderte! Bodmer und Breitinger so gut wie ihr Antipode Gottsched hatten den allgemeinen Grundsatz aufgestellt, daß die Poesie die Aufgabe habe nicht nur zu ergötzen, sondern auch zu nützen. „Jede Dichtung", sagt Breitinger, „muß hinzielen auf die Besserung des Willens; dadurch wird aus der Kunst zugleich ein köstliches Werkzeug, dadurch Wahrheit und Tugend eingeführt und das Laster verjagt wird." — Gottsched stellt bei der Anweisung, wie ein Epos oder ein Drama anzufertigen sei, als erste Forderung auf, daß man einen moralischen Lehrsatz aufsuche, der dem Ganzen zu Grunde liege. Im wesentlichen steht in dieser Beziehung auch Lessing noch auf dem alten Boden. Sagt er doch in der Hamb. Dramaturgie selbst am Schluß des 77. Stückes: „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie. Es ist kläglich, wenn man dies erst beweisen muß, noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern, wenigstens nicht jedes so vollkommen wie das andere. Was aber jede am vollkommensten bessern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung." — Gründlich und ganz kann die Tragödie nur Furcht und Mitleid bessern, und bleibt diese Aufgabe nicht noch groß genug, wenn Furcht und Mitleid mit ihrem ganzen Zubehör, wie ja Lessing will, die Objekte der reinigenden Kraft der Tragödie sind? —

Hierin liegt ausgesprochen, daß die Kunst, und ganz speziell die Poesie, ihre moralischen Besserungen auf das ganze Gebiet der menschlichen Seele ausdehnen soll, nur daß jede einzelne Kunstgattung ihr besonderes moralisches Arbeitsfeld hat. — Auch Schiller noch hielt diesen Standpunkt fest. Nicht nur in seiner Jugendschrift „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet", sondern auch noch in seinem reifsten ästhetischen Werke, in seiner „ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts", stellt er die reine moralische Einwirkung der Kunst sehr hoch. Erst durch die erziehende Kraft des Schönen gelangt nach ihm der Mensch zur wahren, zur höchsten Sittlichkeit; die Kunst leistet, was weder Religion noch Philosophie vermögen. — Unsere Zeit ist zu anderer Ansicht gelangt. Wir schreiben aller echten Kunst wohl noch die Kraft zu, durch die reine Harmonie ihrer Gebilde, durch die in ihr vollzogene Beseitigung alles Dunklen, Verworrenen, Zufälligen, alles Halbfertigen uns zur harmonischen Gestaltung auch unseres äußeren und inneren Lebens anzuleiten, wohl auch dazu, das Gemeine und Unedle uns fernzuhalten, nicht aber die Kraft, von den bösen Gelüsten unserer sinnlichen Natur uns zu befreien. — Doch, stellen wir uns immerhin auf jenen älteren Standpunkt, so bleibt doch noch die Frage zu beantworten, ob Lessing mit seiner umfassenden Reinigung der tragischen Affekte den Sinn des Aristoteles getroffen hat, ja, ob er überhaupt die beiden Affekte und ihr gegenseitiges Verhältnis in dem Sinne des Philosophen gefaßt hat. — In der Einleitung zum I. Teil der „Dramaturg. Propädeutik" hatten wir den Abschnitt der Definition der Tragödie, der von den tragischen Affekten handelt, unerörtert gelassen; jetzt ist die Zeit für diese Erörterung gekommen.

Ἔστιν οὖν τραγῳδία μίμησις πράξεως . . . . . δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.

Im 9. Kapitel der Poetik tritt Aristoteles an die Besprechung dieses letzten Hauptteiles seiner Definition der Tragödie heran und verbindet ihn direkt mit der zweiten und wichtigsten Bestimmung des ersten Teiles, der πρᾶξις τελεία (ὅλη, μία). Die Stelle lautet: „Das Objekt der tragischen Darstellung soll nun aber nicht bloß eine vollständige Handlung sondern auch Mitleid und Furcht erregend sein. Diesen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Charakter tragen Ereignisse am schönsten dann, wenn sie unerwartet und besonders, wenn sie dabei doch vermöge einer ursächlichen Verknüpfung erfolgen." — Mit diesen Ereignissen meint Aristoteles ganz speziell die Schicksalswendungen, die Peripetieen; denn Kapitel 11 lesen wir: „Mitleid und Furcht wird die Peripetie zur Folge haben, wenn sie unerwartet und doch vermöge einer ursächlichen Verknüpfung erfolgt." — Ueber diese ursächliche Verknüpfung selber sagt Aristoteles, daß der Umschlag aus Glück in Unglück (in den besten Tragödien) an einen Fehltritt des Helden geknüpft sein müsse, und dieser Fehltritt endlich soll die moralische Verschuldung einer Person sein, die an sich mehr gut als böse ist; denn „das Mitleid verlangt einen, der unverdient leidet, und die Furcht einen Unseresgleichen."

Dies sind die Erläuterungen, welche Aristoteles in der Poetik über die beiden tragischen Affekte und über ihre Erregung durch die tragische Handlung giebt. —

Zunächst will Aristoteles durch die unmittelbare Verknüpfung der tragischen Affekte mit der Bestimmung über die Einheit der Handlung, auf welche bis dahin in den Erläuterungen der Schwerpunkt gelegt war, offenbar dem Gedanken Ausdruck geben: Nicht nur deshalb ist die Tragödie die höchste Gattung der Poesie, ja aller Kunst, weil sie durch ihre strenge Geschlossenheit und Einheitlichkeit dem reinen Kunstbegriff am vollkommensten entspricht, sondern auch deshalb, weil sie die unmittelbarste und stärkste Einwirkung auf unser Seelenleben ausübt. — Das ἐκπλήττεσθαι, das Erschüttertwerden, die gewaltige Erregung unseres Gemütes wird Kapitel 25 und 26 der Poetik als τὸ τέχνης ἔργον, als das schlechthin höchste Ziel aller Kunst, besonders aber der Dichtkunst, der epischen sowohl wie der dramatischen (von der lyrischen Poesie, für die das auch zutreffen würde, ist in der Poetik gar nicht die Rede) hingestellt, und auch dieses ἐκπλήττεσθαι wird durch die Tragödie am vollkommensten erreicht, weil sie eine Handlung, die durch die Peripetie von Glück zu Unglück führt, am schönsten zur Darstellung bringt. „Furcht und Mitleid" sind für unseren Philosophen die zusammenfassende Formel für die Gemütserschütterungen überhaupt; denn Furcht und Mitleid sind die allgemeinsten, immer auf dem Grunde unseres Gemütes wahrnehmbaren Erregungen.

Bei der obigen Auffassung des höchsten Zweckes aller Kunst und dieser Deutung des Umfanges der Begriffe Mitleid und Furcht würde ein leichteres Verständnis des letzten Teiles der aristotelischen Definition der Tragödie durch folgende freiere Uebersetzung erzielt werden: „Die Tragödie ist eine solche Nachbildung einer .... Handlung, die unser gesamtes Gemütsleben am heftigsten erschüttert und zugleich vermöge dieser Erschütterung zu ihrem Enderfolge eine wohlthätige Beruhigung unseres Gemütslebens hat."

Die gewichtigste Begründung dieser Auffassung der tragischen Affekte ist aus dem Gesamteindruck herzuleiten, den die Lektüre der Poetik des Aristoteles auf den Leser macht. Bei dieser Lektüre tritt die Bevorzugung der Tragödie gegenüber dem Epos immer klarer hervor.

Aristoteles stellt die Summe alles dessen auf, was die Dichtkunst überhaupt leisten soll; er weist ihr eine Anzahl gemeinsamer Aufgaben zu und legt dann dar, wie die einzelnen Zweige der Dichtkunst dem aufgestellten Ideal sich gradweise nähern. Erreicht werden kann das Ideal nur von der an sich vollkommenen Tragödie. Es werden in dieser Hinsicht alle in der Definition der Tragödie dieser begriffsmäßig beigelegten inneren Merkmale zugleich als Merkmale behandelt, die dem Gattungsbegriff Poesie zukommen, und in Bezug auf sie alle wird dann ihre schärfste, deutlichste Ausprägung in der Tragödie nachgewiesen, so daß eigentlich nur diese, d. h. die schärfste und deutlichste Ausprägung, die differentia specifica des Artbegriffes Tragödie bildet. Nur die formalen, mittleren Bestimmungen der Definition — δρώντων καὶ οὐ δι'ἀπαγγελίας u. s. w. kommen der Tragödie (resp. der dramatischen Dichtung) allein zu. — Die sittliche Erhabenheit, das σπουδαῖον, ist dem epischen wie dem tragischen Helden zuzusprechen, allein nur von dem tragischen Helden wird eine so hohe sittliche Würde verlangt, daß durch ein einziges ἁμάρτημα, das er begeht, sein Zusammenhang mit der menschlichen Natur, deren allgemeinstes Kennzeichen die sittliche Schwäche ist, noch gewahrt bleibt.*) — Das τέλειον, die Geschlossenheit der Handlung, kommt nur noch in gewissem Sinne der epischen Dichtung zu; die gute Tragödie besitzt sie in vollem Umfange. — Die genau nach der naturgemäßen Entwickelung einer einheitlichen und vollständigen, durch eine Peripetie

*) Zum Verständnis dieses ganzen Abschnittes muß auf Teil I der „Dramaturg. Propädeutik", Seite 14 bis 23, hingewiesen werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hindurchgehenden Handlung bemessene Größe besitzt nur die Tragödie; das Epos hat eine durch Nebenhandlungen bedingte, die Uebersicht und Zusammenfassung erschwerende größere Ausdehnung. — So vermag endlich auch die Tragödie weit mehr uns zu fesseln und zu packen, vermag sie, was die Menschenbrust an natürlicher Empfindung in sich birgt, am meisten zu erregen. — Daß nun in Bezug auf dieses Letztere die Erregung von Mitleid und Furcht von Aristoteles als gleichbedeutend mit Gemütserschütterung überhaupt gebraucht wird, ist doch wohl kaum zu bezweifeln, wenn der Philosoph einmal die Erregung von Mitleid und Furcht als die oberste Aufgabe der Tragödie hinstellt, die von dem Epos nur unvollständig gelöst werden kann, und er dann ganz zuletzt als eben diese höchste Leistung der Tragödie, der überhaupt keine andere Kunst genügen kann und die gleichwohl Gesamtaufgabe aller Kunst ist, das ἐκπλήττεσθαι bezeichnet.

Freilich wird man trotzdem so leicht nicht zugeben wollen, daß die vielgestaltige Welt der Affekte sich wirklich unter den Generalnenner Mitleid und Furcht bringen läßt, aber es wird zu berücksichtigen sein, daß in diesem Zusammenhang Aristoteles vor allem diejenigen Affekte im Auge gehabt hat, die für den thätigen, seinen Lebensaufgaben nachgehenden Menschen von hervorragendster Bedeutung sind. Eine solche Persönlichkeit tritt in dem Helden der Tragödie in konzentriertester Gestalt uns entgegen; ein gedrängtes, einen Auszug gebendes Bild eines mit großem Gehalt erfüllten Menschenlebens bietet uns die Tragödie. — Als weitere Stütze für unsere Ansicht von der Bedeutung der beiden tragischen Affekte führen wir noch die Thatsache an, daß die griechischen Philosophen nur denjenigen Wissenschaften und Künsten eine Berechtigung zusprechen, welche dem Staat und der menschlichen Gesellschaft sich dienstbar machen. Erwirbt sich nun aber die Tragödie nicht um Staat und Gesellschaft die größten Verdienste, wenn sie eine Läuterung derjenigen Affekte bewirkt, durch welche die als thätige Glieder der Gesellschaft angehörenden Menschen am meisten beeinflußt werden? Den weitreichenden Einfluß der beiden tragischen Affekte und die Notwendigkeit ihrer Regelung nach einer bestimmten Richtung nachzuweisen, kann nicht schwer fallen.

Die ganze Natur ist der Ausdruck wirkender Kraft, die der Schöpfer in seine Schöpfung hineingelegt hat. Zum vollen Bewußtsein der in ihn gelegten Kraft gelangt nur der Mensch, und dieses Bewußtsein weckt in ihm mit Naturnotwendigkeit das Streben nach Bethätigung der Kraft: er muß sich Aufgaben stellen nach Maßgabe der ihm verliehenen Fähigkeiten. Da erkennt er nun bald, daß die wirkliche Lösung dieser Aufgaben nur durch das Zusammenwirken vieler Gleichstrebenden, in der Gesellschaft, zu ermöglichen ist. Doch es giebt Aufgaben, die selbst die vereinten Kräfte der Gesellschaft nur sehr allmählich, zum Teil überhaupt nicht zu lösen vermögen. Da macht dann das Gefühl der Mangelhaftigkeit, der Unzulänglichkeit der Kräfte sich mehr und mehr geltend, da beginnt man an sich und an den Anderen zu zweifeln. Mattigkeit und Abspannung tritt zu leicht an die Stelle des frohen und frischen Strebens, und der nun eintretende Gemütszustand, der sich wie Blei auf die Schwungfedern der Seele legt, läßt bei psychologischer Analyse als die am stärksten vertretenen Bestandteile Mitleid und Furcht erkennen. Wenn „der Menschheit ganzer Jammer mich anfaßt", so ist mein Empfindungsleben ganz mit Mitleid und Furcht gesättigt, es jammert mich mein, es jammert mich der Genossen; ich fürchte für mich, und ich fürchte für sie. Alles ist doch umsonst! Sind wir jetzt weiter als zu Anfang? Was bin ich meinen Mitarbeitern, was sind sie mir gewesen? Und sehe ich von mir und meinem nächsten Kreise ab, — dort sind andere von dem gleichen Streben beseelt gewesen wie wir, sie haben gearbeitet und gerungen wie wir. Wohin haben sie es gebracht? Einer ist mitten im rüstigsten Streben von plötzlichem Tode hingerafft worden; ein Zweiter hat alles verloren, was er eingesetzt; ein Dritter hat sich noch beizeiten zurückgezogen und zehrt nun von dem spärlichen Rest seiner Habe, vereinsamt, mürrisch, ohne Ziele, ohne Zukunft — aber auch ohne Kämpfe! Er ist noch am glücklichsten daran; ich will es machen wie er, ehe alles verloren ist!

Alle, die im thätigen Leben stehen, haben eine Reihe von Mißerfolgen und damit Sorgen und Aengste, Kümmernisse und Elend zu verzeichnen. Furcht vor eigenem Leid ist ihr Los, Furcht auch vor dem Leide der Angehörigen und Mitstrebenden. Die Furcht aber hat zum notwendigen Begleiter das Mitleid. Sie sind ein engverschwistertes Paar. Die Furcht hat zu ihrer Voraussetzung die Annahme eines möglicherweise für mich oder eine mir nahestehende Person eintretenden Leidens. Ist das für letztere befürchtete Leiden eingetreten, so ist das Mitleid da. Aber eine leise Regung des Mitleids kann auch schon vor dem Eintritt des Leidens durch die bloße Vorstellung desselben in uns hervorgerufen werden. Rufen wir nicht bei einem erst von fern unserem Freunde drohenden Unglück aus: „Der Aermste, wenn ihn das treffen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sollte!" — Wie das Mitleid zeitlich so schon neben der Furcht besteht, kann auch nach dem Eintritt des Leidens neben dem dann aktuell gewordenen Mitleid die Furcht, seine Vorgängerin, immer noch fortbestehen, und zwar, wenn das den Gegenstand unseres Mitleids bildende Leiden nicht als abgeschlossenes Ergebnis dasteht, sondern als noch sich vollziehender Vorgang einer weiteren Steigerung fähig erscheint. Dann ist eben diese Steigerung der Gegenstand unserer Furcht. — So ist das Leben des thätigen Menschen ein Gewebe, in welchem Einschlag und Faden Furcht und Mitleid sind. Dies wird zum dauernden Gemütszustand der schwachen Seelen; aber auch für den Starken kommen Stunden, in denen er der Verzagtheit und dem Jammer nicht gebieten kann, wo er geneigt ist, alles liegen zu lassen, wo und wie es eben liegt.

Daß nun aber die tragische Handlung ganz besonders dazu geeignet ist, in unserem Gemüte solche Regungen erstehen zu lassen, liegt auf der Hand. Sie führt uns Bilder des wirklichen, des thätigen menschlichen Lebens vor, Bilder, in denen das Ringen nach bedeutenden Zielen, an das jene Affekte ja sich heften, noch reiner, noch gedrängter, von allen unwesentlichen, abschwächenden Erscheinungen gesäubert hervortritt; den mächtigsten Appell aber an unsere Gefühle wird die tragische Handlung durch den jähen, den vernichtenden Sturz des Helden von der erklommenen Höhe erzielen. An die tragische Peripetie sehen wir denn auch Aristoteles ganz speziell die Erregung von Mitleid und Furcht knüpfen. Jäh, unerwartet, will er, soll der Umschwung eintreten. Gewiß! Wenn wir frohes Gelingen schon in sichere Aussicht gestellt sahen, dann muß der Gegensatz des jetzt plötzlich hereinbrechenden Mißgeschickes weit greller wirken, dann muß der Jammer darüber ein weit leidenschaftlicherer sein, als wenn wir das Furchtbare langsam und sicher hätten heraufziehen sehen. — Aber nun macht Aristoteles noch einen weiteren Zusatz, der mit der Forderung des unerwarteten Eintretens der Peripetie uns zunächst in Widerspruch zu stehen scheint, und der doch bei näherer Beleuchtung erst den rechten Untergrund für die um die Peripetie sich lagernden Affekte des Mitleids und der Furcht darbietet. Aristoteles fordert, daß der unerwartet erfolgende Umschwung zugleich in ursächlichem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden stehe.

Wenn in der Peripetie in dem Augenblicke, wo der Held auf das Eintreten des Enderfolges seines bisherigen unentwegten Strebens mit Sicherheit rechnet, statt dessen ihn ein furchtbarer Schlag trifft, der alles bisher Errungene zertrümmert, so steht er und stehen wir zunächst fassungslos, wie betäubt da. Bald aber lenkt infolge des natürlichen Triebes, die Ursachen der von uns wahrgenommenen Wirkungen zu erforschen, unser Blick sich auf die vorausgegangenen Ereignisse zurück, und alsbald finden wir denn auch die Faktoren, die wir übersehen hatten, und überzeugen uns nun, wie sie notwendig eben gerade dieses uns vorher so überraschende Ergebnis hatten herbeiführen müssen. So hatte Maria Stuart bei ihrer Begegnung mit Elisabeth, die ihr Leben und Freiheit sichern sollte, nicht mit der eifersüchtigen Wut ihrer Gegnerin und vor allem nicht mit der Glut ihres eigenen Hasses gerechnet. Infolge dieser übersehenen Faktoren aber mußte der erhoffte Erfolg zum vollen Mißerfolg werden. So hatte Posa nicht mit dem gegen ihn selber gerichteten Argwohn und mit der noch keinesweges geheilten Liebeskrankheit Carlos' gerechnet, und sein nach der Unterredung mit dem Könige scheinbar gesicherter Plan der Befreiung der Niederlande mußte zusammenbrechen. So hatte Macbeth nicht mit seinen durch die erste Mordthat erschütterten Nerven, Brutus nicht mit dem Wankelmute des römischen Volkes, die Jungfrau nicht mit den menschlich-weichen Trieben ihres Herzens gerechnet, alles in der Rechnung übersehene Faktoren, die das Schlußfacit ganz anders gestalten mußten. —

Daß der Held solche Faktoren in seinem leidenschaftlichen Vorstürmen übersehen konnte, finden wir begreiflich; aber konnten auch wir, das Publikum, dieselben Rechnungsfehler begehen? Auf diese Frage können wir nur mit einem bedingten „ja!" antworten, das schon ein halbes „nein!" in sich schließt. Auch unserseits ist eine zeitweilige Täuschung dadurch möglich gemacht worden, daß wir, angesteckt von der Leidenschaft des Helden, dem wir unser ganzes Interesse zugewandt hatten, hoffnungsvoll mit ihm vorgestürmt waren, daß wir absichtlich uns blind gemacht hatten gegen jene mitwirkenden Momente, mit denen der Dichter uns genugsam bekannt gemacht hatte, und die bei ruhiger Ueberlegung unsere Zuversicht sehr hätten erschüttern müssen.

Weil aber die Bestrebungen und Hoffnungen des Helden auf uns übergegangen waren und uns nicht hatten sehen lassen, was wir doch hätten sehen müssen, so fühlen wir bei dem Eintritt des Um-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schlages uns auch als die Mitschuldigen des Helden, und aus dieser stark und rein empfundenen Gleichartigkeit mit dem Helden entspringt der starke und reine Quell unseres Mitleids. Wir haben mit ihm die Ziele, die Leidenschaftlichkeit des Strebens und das Uebersehen schwerwiegender Momente geteilt, so teilen wir jetzt auch sein Leid. Hätten wir uns selber nicht mittäuschen lassen, so hätte der Unwille über die Kurzsichtigkeit des Helden, der nicht sehen wollte, was wir doch sahen, unserem warmen Mitgefühl die Spitze abgebrochen. — Aber freilich, da wir nur mittelbar, als Zuschauer, der Handlung gegenüberstanden, so konnte unsere Leidenschaft nicht auf denselben hohen Grad wie bei dem Helden steigen, konnten wir uns seinem Urteil über seine Lage und seine Aussichten nicht unbedingt anschließen. — In unsere Hoffnungen mischte sich während des ganzen Verlaufes der Handlung immer etwas von bänglicher Sorge, ja, nach der Entscheidung zu war mit der Hoffnung zugleich das Bangen gewachsen, um nur zuletzt, als wir die Zuversicht des Helden immer mächtiger hervortreten sahen, auf Augenblicke zurückzuweichen, aber eben nur auf Augenblicke; denn unmittelbar vor dem Eintreten der Peripetie schwillt es wieder zu voller Höhe an. Früher schon als der Held sehen wir die zum Schlage emporgehobene Hand, und wir zucken in jäher Furcht zusammen, noch ehe der Streich fällt.

Zwischen Hoffnung und Furcht bewegt sich so unsere durch die tragische Handlung angeregte Empfindung bis zur Peripetie, um von da an dem Mitleid die Oberherrschaft einzuräumen. — Thatsächlich ist uneingeschränkt diese Verteilung der beiden tragischen Affekte auf die beiden Teile der Tragödie aufgestellt worden: die Furcht der Affekt der aufsteigenden, das Mitleid der Affekt der sinkenden Handlung.

Schwerlich ist damit die Ansicht des Aristoteles getroffen. Schon vorher ist ausgeführt worden, daß die Furcht das Mitleid als Anticipation bereits in sich schließt, so daß Regungen dieses Affektes als begleitende Erscheinungen schon in der aufsteigenden Handlung bemerkbar werden. Diese bald schwächer bald stärker auftretenden Regungen des Mitleids, die sich an die Vorstellung der Möglichkeit eines für den Helden trotz seiner bisher errungenen Erfolge dennoch heraufziehenden Leidens knüpfen, bereiten die Seele des Zuschauers für das volle Mitleid vor, das mit dem Augenblick des dann wirklich eingetretenen Leidens des Helden hervorbricht, um nunmehr in unseren Empfindungen die Führerschaft bis zur Katastrophe hin zu übernehmen. — Daß die Furcht für den Helden, welche in der aufsteigenden Handlung unsere Siegeshoffnungen beständig umrankt hatte, in der zweiten Hälfte der Tragödie nicht außer Thätigkeit gesetzt wird, ergiebt sich aus der konsequenten Steigerung des Leidens, deren immer wachsenden Graden der Zuschauer mit stetig erneuter Besorgnis entgegensieht. —

So sehen wir, wie die Handlung der Tragödie ihrem ganzen Gehalte nach die beiden Affekte, welche die Brust eines jeden im thätigen Leben stehenden Menschen am anhaltendsten und nachhaltigsten bewegen, in ununterbrochener Wirksamkeit erhalten muß; wie ihr streng gegliederter Bau die Grundlage für ihr gleichmäßiges Anschwellen bietet; wie gerade der nach Gesetzen innerer Notwendigkeit und nicht durch eine Laune des Geschickes, durch unberechenbaren blinden Zufall erfolgende große Umschwung von Glück in Unglück die Bedingung für das reine Auswachsen dieser Empfindungen ist.

Bei dem Versuche, den beiden tragischen Affekten die ihnen für die Tragödie zukommende Bedeutung zuzuweisen, sind wir in einem Hauptpunkte mit Lessings Ansichten in Widerstreit geraten. Er faßt die tragische Furcht nicht als Besorgnis um den Helden und sein Geschick, sondern als Besorgnis um uns, das Publikum, selbst. Daß Aristoteles nur an ein solches Objekt der tragischen Furcht gedacht haben kann, glaubt er aus den beiden bereits angeführten Stellen der „Rhetorik“ herleiten zu sollen: Furchtbar ist alles, was, wenn es Anderen geschieht oder bevorsteht, Mitleid erregt. — Was man für sich fürchtet, ist Gegenstand des Mitleids, wenn es bei Anderen vorfällt. — Wir haben dagegen in den vorstehenden Ausführungen auch den zweiten der tragischen Affekte, die Furcht, gerade so wie das Mitleid, lediglich auf den Helden der Tragödie bezogen. Mit dieser Auffassung haben wir uns dem Uebersetzer und Kommentator der aristotelischen „Poetik“, dem Philosophen Ueberweg, angeschlossen und sind damit überhaupt dem Beispiel der meisten heutigen Ausleger der aristotelischen Schrift gefolgt. Die Gründe für dieses Verfahren wollen wir kurz entwickeln.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In der „Poetik" ist von einer Furcht für uns selber nirgends die Rede; denn die Bestimmung „Furcht verlangt einen Unseresgleichen" erfordert diese Deutung keinesweges. Das könnte doch mindestens ebenso gut in dem Sinne aufgefaßt werden, daß wir überhaupt nichts für einen Menschen empfinden können, dessen Denken und Handlungsweise der unsrigen entgegengesetzt ist. In seiner „Rhetorik" aber erklärt Aristoteles die beiden Affekte eben nur durch einander: Unser Mitleid können wir nur einem Leiden zuwenden, das die Vorstellung des Furchtbaren in uns erweckt. Daraus ergiebt sich von selbst der parallele Gedanke, daß wir nur solche Leiden für uns fürchten können, die bei Andern uns bemitleidenswert erscheinen. — Unser tägliches Leben macht uns mit solchen Leiden genugsam bekannt; wir kennen sie sattsam und fürchten sie, und es bedarf nicht erst eines einzelnen konkreten Beispiels, das von der Tragödie uns geboten wird, um uns darüber zu belehren, was wir zu fürchten haben. — Die Verbindung von Mitleid mit Furcht und von Furcht mit Mitleid hat Aristoteles sich aus dem gewöhnlichen menschlichen Leben heraus konstruiert. Hier, wo wir fast beständig von kleinerem oder größerem Ungemach heimgesucht werden, mag es im allgemeinen denkbar sein, daß auch jedes unseren Nächsten treffende Mißgeschick in uns die Besorgnis vor ähnlichen Eingriffen des bösen Geschickes in die eigene Existenz wachrufen könnte. Doch auch im gewöhnlichen Leben würden wir zu seltsamen Konsequenzen gelangen, wenn wir daran festhielten, daß jedesmal, wenn wir mit dem Leiden eines Mitmenschen Mitleid empfänden, uns zugleich die bestimmte Furcht befiele, daß wir von eben diesem Leiden demnächst auch heimgesucht werden könnten. Kann wirklich die Empfindung des Mitleids eine ehrliche und tiefe sein, wenn wir gleichzeitig von Furcht für uns beherrscht werden? Beide Empfindungen können in höheren Graden kaum zusammen in uns bestehen, und bei unserer egoistischen Natur ist anzunehmen, daß in der Regel das Furchtgefühl, das in Beziehung zu uns steht, das Gefühl des Mitleids, das anderen gilt, in uns herabdrücken wird. Wir würden es kaum als unnatürlich bezeichnen können, wenn die Furcht um uns das Mitleid beeinträchtigte, das durch ein selbst schweres Leiden einer uns ferner stehenden Person in uns erregt wäre. Als geradezu jämmerlich aber müßten wir uns vorkommen, wenn wir bei dem wirklichen Unglück eines uns nahe stehenden Menschen dem Gedanken an ein gleiches uns möglicherweise auch einmal treffendes Unglück Raum geben und bei diesem Gedanken mehr mit Furcht für uns als mit Mitleid mit jenem erfüllt werden könnten. Zu einem solchen uns nahestehenden Menschen aber wird für uns der Held der Tragödie, wenn wir anders dem Kunstwerk uns ganz hingeben. Dazu kommt noch, daß die Bedingungen des gewöhnlichen Lebens hier ganz fortfallen. — Schon auf dem Wege zur Stätte der Kunst streifen wir das Alltagsgewand unserer Seele von uns ab; unsere kleinen Sorgen und Befürchtungen bleiben in ihrer Heimstätte zurück, und wenn nun das Kunstwerk seine Macht auf uns zu üben beginnt, haben wir unmöglich mehr Zeit, an die Leiden und Freuden unseres täglichen Daseins zu denken. Die Anregungen, welche die Handlung des Kunstwerks in uns erzeugt, beziehen sich auf diese selbst. Hätten wir Muße, uns mit uns selbst zu beschäftigen, so ließe das Kunstwerk uns kalt. Empfinden wir jetzt wirklich Furcht für uns selbst, so ist das im Grunde nur eine Selbsttäuschung. Weil wir uns mit dem Helden identifizieren, erscheint es uns, als empfänden wir für uns, was wir doch thatsächlich für den Helden empfinden. — Ihm gilt nicht nur unser Mitleid, ihm allein gilt auch unsere Furcht; die Besorgnis, daß es ihm schlimmer und schlimmer ergehen werde, beschleunigt unseren Atem. Ist doch die ganze Handlung dazu angethan, beständig in Angst um den Helden zu sein, der so vielen Gefahren zu trotzen hat, die mit der Kraft lebendigster Anschaulichkeit uns vorgeführt werden. Mögen die Alten in stärker ausgeprägter Selbstsucht auch bei dem Genusse von Kunstwerken, die den ganzen Menschen am stärksten in Anspruch nehmen, ihr eigenes Selbst nie völlig aus den Augen verloren haben, immerhin bleibt es uns unfaßbar, daß bei der Bühnenaufführung einer ergreifenden Tragödie ihre Furcht mehr dem Unglück, das ihnen vielleicht in Zukunft drohen könnte, als dem Unheil, das eben jetzt über dem Haupte des Helden sich entladen will, gegolten haben sollte.

Wenn wir nun so in Bezug auf die Erregung der Affekte es als mindestens zweifelhaft haben bezeichnen müssen, ob Lessings Theorien die zutreffenden sind, so ist es nicht mehr zweifelhaft, daß er bezüglich ihrer Reinigung die richtige Deutung im Sinne des Aristoteles nicht getroffen hat. Jacob Bernays ist es gewesen, der (im Jahre 1858) nachgewiesen hat, daß Aristoteles an eine so umfassende Reinigung des Mitleids und der Furcht , wie Lessing will, nicht gedacht hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rein sprachlich schon hat Lessing die Definition, um die es sich hier handelt, nicht richtig verstanden. Die Worte τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν hat Lessing übersetzt: Die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften. Diese verallgemeinernde Bedeutung aber hat τοιοῦτος nur ohne den Artikel; τοιοῦτος mit dem Artikel, ὁ τοιοῦτος, ist gleichbedeutend mit οὗτος ὁ, und danach kann die Uebersetzung nur lauten: dieser Leidenschaften. — Hiermit fällt die Erweiterung der beiden Affekte zu „allen philanthropischen Empfindungen" und die ganze Lehre von der Beseitigung des Zuviel und Zuwenig zum Zweck der Heranbildung der Affekte zu „tugendhaften Fertigkeiten", und zwar wird die positive Seite der Reinigung, die Heranbildung des Stumpfsinnes und der Verzagtheit zu richtigem Mitleid und richtiger Furcht, als von Aristoteles nicht gewollt ausdrücklich dargethan durch Heranziehung einer Stelle aus der „Politik" desselben Philosophen, die Lessing auch citiert hat, ohne doch die richtige Nutzanwendung aus ihr zu ziehen. Diese Stelle giebt, wie Bernays überzeugend nachweist, eine Handhabe für die richtige Lösung der Katharsisfrage. Wenn auch an dieser Stelle nicht von der Katharsis der Affekte des Mitleids und der Furcht die Rede ist, so wird doch auf diese Bezug genommen, indem ausdrücklich auf die Poetik hingewiesen wird, die darüber Aufschluß geben werde. Man muß vermuten, daß Aristoteles auch dieser Verheißung dort nachgekommen ist; die Stelle ist, wie manche andere in dem verstümmelten Text, nicht auf uns gekommen.

Im 7. Kap. des 8. Buches der „Politik" spricht Aristoteles von der Einwirkung der Musik auf das Gemüt, auf den Charakter. Ueberhaupt handelt es sich an der bezeichneten Stelle um die Bedeutung der Musik für den Jugendunterricht, und dabei kommt der Philosoph auf eine dreifach verschiedene Wirkung der Musik zu sprechen. Sie ist teils eine ethische, teils eine praktische, teils eine orgiastische. Die erste, die sittenbildende Musik, eignet sich für den Jugendunterricht, die zweite, die praktische, zur Thätigkeit anregende, für Männer, die mitten im vollen Leben stehen, die dritte, die orgiastische, religiöse Begeisterung erweckende, für solche Personen, die an sich zur Schwärmerei neigen. — In Bezug auf diese letztere nun wird der Ausdruck Katharsis gebraucht, und es wird diese Katharsis näher als ἰατρεία bezeichnet, die unter Benutzung der orgiastischen Musik an dem kranken Gemüt des religiösen Schwärmers vollzogen werden soll. Die Katharsis bezeichnet sonach eine ärztliche Kur, eine eigenartige Heilmethode, und Aristoteles hat damit einen medizinischen Kunstausdruck zu einem ästhetischen umgestempelt.

Um die Katharsis als ästhetischen Terminus zu begreifen, wird man sich Aufklärung über den Begriff der Katharsis als eines medizinischen Terminus verschaffen müssen.

In der Heilkunst ist, wie Bernays zeigt, die Katharsis die Kur, die in der Einführung eines Giftstoffes an eine Stelle des Körpers besteht und die den Zweck verfolgt, den über den ganzen erkrankten Organismus in kleinen Dosen verbreiteten gleichartigen Giftstoff an diese Stelle zu ziehen, ihn dort zu sammeln und zu einer explosiven Ausscheidung aus dem Körper zu veranlassen. Früher war der Krankheitsstoff, der das chronische Leiden herbeigeführt hatte, wegen seiner Verbreitung über den ganzen Körper, den er in kleinen Partikelchen gleichmäßig durchsetzte, an keiner einzelnen Stelle zu fassen; jetzt strömt er, angezogen durch die starke Dosis des gleichartigen Giftes, an die Stelle, wo dieses eingeimpft ist, um dann wie die an einem Punkte nach Ablauf des Kranheitsprozesses angesammelte Eitermasse entweder von selbst den Körper zu verlassen oder durch einen operativen Eingriff entfernt zu werden. — Eine solche kathartische Kur nun giebt es nach Aristoteles auch auf dem Gebiete der Kunst, die, wie sie in der Medizin auf den erkrankten Körper, so hier auf die erkrankte Seele angewandt wird. Die Gemütskrankheit ist in dem besonderen Falle religiöse Schwärmerei. Die orgiastische Musik vertritt hier die Stelle des Giftstoffes. Durch die Einwirkung dieser Musik, die an sich religiöse Verzückung erzeugt, wird nun die das ganze Gemütsleben des moralischen Patienten durchziehende religiöse Schwärmerei in lebhafte Bewegung versetzt; truppweise streben die Schwarmbacillen den lockenden Klängen entgegen, und wenn sie dann alle am Rande des Gemütes im Kreise sich gelagert haben, benutzt dieses die günstige Gelegenheit, um die auf die Dauer lästige Gesellschaft mit kräftigem Ruck an die freie Luft zu befördern. — Ein wohlthuendes Gefühl der Erleichterung, eine angenehme Abspannung wird dem Gemüte für seine Kraftanstrengung zuteil, ja nach Aristoteles erfolgt schon der Akt der Ausscheidung selbst μεθ' ἡδονῆς, wie denn alle ästhetischen Wirkungen immer und notwendig mit Lustgefühl verbunden sind. — Eine solche kathartische Kur, fährt nun Aristoteles fort, fände in Bezug auf Mitleid und Furcht in der Tragödie statt. Allzu schwierig ist es auch nach Vorstehendem nicht mehr, die in der Poetik vorhandene Lücke auszufüllen. Das unzertrennliche Geschwister-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

paar Mitleid und Furcht ist hier das Objekt der kathartischen Behandlung, es sollen die mit diesen Affekten überlasteten Gemüter in die Kur genommen werden. Nun ist die tragische Handlung danach angethan, Mitleid und Furcht in ihren höchsten Graden zu erregen. Den an Mitleid und Furcht krankenden Gemütern wird also durch die Tragödie der verwandte Giftstoff in stärkster Gabe zugeführt, und schließlich muß so auch hier nach dem oben besprochenen Naturgesetz die Entladung sich vollziehen. — Danach ist aber ferner klar, daß es lediglich auf die Reinigung von dem krankhaften Zuviel der Affekte abgesehen ist, und daß die Lessingsche Heranbildung des Zuwenig zu dem tugendhaften Normalmaß keine Berücksichtigung findet.

Einen Punkt, den Aristoteles nicht besonders bei seinen Darlegungen über die Katharsis in der „Politik" berührt, glaubt Bernays noch hervorheben zu müssen, nämlich die Dauer der Heilwirkung der kathartischen Kur. Ist dort die Entladung des Ueberschusses von religiöser Begeisterung, hier die Beseitigung der in dem Gemüte übermäßig angesammelten Affekte des Mitleids und der Furcht durch die „homöopathische Kur" eine endgiltige, ist eine Heilung für immer eingetreten? Selbst bei der eigentlichen, der medizinischen Kur schließt die augenblickliche thatsächliche Entfernung des Krankheitsstoffes nicht notwendig eine Heilung für alle Zeit in sich. Der Krankheitsstoff ist entfernt, die Krankheitsanlage, die δύναμις, kann zurückbleiben und nach längerer oder kürzerer Zeit auch den Krankheitsstoff und damit das alte Leiden wieder aus sich erzeugen. Die analoge ästhetische Heilwirkung wird wohl noch viel seltener, wohl nie eine abschließende sein. —

Wie der Fluch den Ingrimm des Jähzornigen nicht mit der Wurzel ausrottet, wie der Thränenstrom den Schmerz der verwundeten Seele nur augenblicklich zu lindern vermag, so wird auch die tragische Handlung nur kurze Entladung von überschüssigem Mitleid und angehäufter Furcht zur Folge haben und der alte Jammer bald wieder Besitz von der schwachmütigen Seele ergreifen. Doch davon eingehender an anderer Stelle. —

Wir wenden uns jetzt der Beantwortung einer kaum minder wichtigen Frage zu, der Frage, ob wir Neueren wohl durch die Tragödie noch dieselben Anregungen empfangen, wie sie nach dem nicht anzuzweifelnden Zeugnis des Aristoteles bei seinen Landes- und Zeitgenossen wahrnehmbar waren. Erst wenn diese Vorfrage bejaht ist, können wir uns mit der anderen, mit der Hauptfrage beschäftigen, ob auch in unserem Gemüte eine derartige Katharsis durch die Handlung der Tragödie bewirkt wird. — Daß die wahre Tragödie auch uns noch gewaltig packt und erschüttert, kann zumal für uns Deutsche mit unserer immer frischen Begeisterungsfähigkeit für Shakespeares und Schillers Tragödien als feststehende Thatsache gelten. Doch, wenn danach die neuere wahre Tragödie unzweifelhaft auch unser Gemüt noch mit starken Affekten erfüllt, müssen es darum auch noch dieselben Affekte sein? In Bezug hierauf dürften wir uns auf den Satz berufen, daß die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen haben müssen. Daß aber die Ursachen die gleichen geblieben sind, hat für Shakespeare insbesondere Lessing nachgewiesen. Indem er Shakespeare in Gegensatz zu den Franzosen stellt, zeigt er, daß seine tragische Handlung eben die Grundelemente deutlich erkennen läßt, die als das Wesen der Tragödie Aristoteles aus den Sophokleischen Dramen abgeleitet hat. Für Schiller haben wir das Gleiche an einem seiner vollendetsten Dramen nachzuweisen gesucht. Danach würden die Affekte des Mitleids und der Furcht auch für uns noch die spezifischen, durch die Tragödie hervorgerufenen Gemütserregungen sein, gerade so wie sie auch für uns im praktischen Leben ihre bedeutsame Rolle spielen und demgemäß ihre Heilsbedürftigkeit bewahrt haben. So, sollte man denn meinen, und mit diesem Punkte berühren wir die zweite der oben aufgestellten Fragen, wird das Gemüt des modernen Menschen auch die gleiche Heilsempfänglichkeit, die gleiche Befähigung sich kathartisch auf wirksame Weise behandeln zu lassen, sich erhalten haben. Aber wird damit nicht die moralische Einwirkung der Tragödie zugestanden, während doch die moderne Aesthetik sich durchaus ablehnend gegen allen moralischen Endzweck der Kunst verhält? Gegen diesen Einwurf läßt sich erstens geltend machen, daß die Aristotelische Katharsis nach der Bernaysschen Auffassung kaum mehr als eine moralische Heilwirkung anzusehen ist. Nach der Lessingschen Deutung wäre sie es allerdings; denn nach ihr besteht ja die Katharsis in der Heranziehung der Affekte zu tugendhaften Fertigkeiten. Hier aber läuft alles auf eine wohlthuende, vorübergehende Entlastung des Gemütes hinaus. Diese Katharsis befähigt ja freilich zu zeitweiligem frischeren Anfassen der Lebensaufgaben und enthält somit etwas von moralischem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kern; es fehlt ihr aber vor allem die dauernde Einwirkung, und ein wirklicher moralischer Besitz schließt notwendig den Begriff der Continuität in sich. Dann aber ist zweitens wohl auch die moderne Aesthetik in ihrer strengen Scheidung der Gebiete des Schönen und des Guten zu weit gegangen. Unbefangene Auffassung wird ihnen immer einen Teil ihrer Gebiete als gemeinsames Arbeitsfeld zuweisen. — Wie dem auch sei, wir wollen es unternehmen, in einer Schlußbetrachtung die Wirkungen der antiken und der modernen Tragödie auf das menschliche Gemüt eingehender zu untersuchen und dabei hauptsächlich einen in seiner Tragweite wohl meist unterschätzten aristotelischen Begriff, den der Philanthropie, heranziehen. —

Immer wieder haben wir Aristoteles mit stärkstem Nachdruck betonen sehen, daß die beste Tragödie zum Helden eine Persönlichkeit von edler Naturanlage haben müsse. Da er nun zugleich die Forderung aufstellt, daß der Held uns gleichartig sein solle, so ergiebt sich daraus die Schlußfolgerung, daß er an den allgemeinen Adel der Menschennatur glaubte. — Freilich schließt die Gleichartigkeit nicht die völlige Gleichheit ein. Aristoteles erklärt ausdrücklich, daß das σπουδαῖον der tragischen Handlung eine höhere sittliche Rüstung des Helden fordert, als der Durchschnittsmensch sie aufzuweisen hat (vergl. 1. Teil, S. 14 und 15); immerhin aber geht daraus die Ansicht des Aristoteles hervor, daß die großen Wirkungen der Tragödie, die zu ihrer Voraussetzung die hohe moralische Veranlagung des Hauptträgers der Handlung haben, auch nur auf ein moralisch hochstehendes Publikum berechnet sind. Demnach mußte Aristoteles und mußten die tragischen Dichter glauben, daß der athenische Durchschnittsbürger ihrer Zeit ein solches Publikum repräsentierte.

In den auf der Bühne vor ihm herwandelnden hohen Gestalten sollte, nur vergrößert und verklärt, der echte Grieche als Vertreter des edlen Menschentums sich selber erkennen, sich selber schätzen lernen und die Ueberzeugung gewinnen, daß, wie seine Gemüts- und Geistesanlagen ihn über alle Völker des Erdrundes gestellt hatten, sie ihn, wenn er sie ferner hüte und pflege, den höchsten Zielen menschlicher Vervollkommnung zuführen würden. Das Spiegelbild auf der Bühne sollte ihm aber auch ferner zeigen, wie seine an sich edlen und starken Geistesanlagen ihn nur zu leicht zu Ausschreitungen und damit zu den schwersten Schädigungen, sittlichen und materiellen, führen könnten. Darum müßte er den starken Quell seiner Empfindungen auch rein und ungetrübt erhalten, oder, wenn derselbe schon getrübt wäre, auf seine Reinigung bedacht sein. — Zu dieser Reinigung, zu dieser Katharsis seines Gemütslebens sollte die Tragödie ihn anregen und anleiten. Wenn die Tragödie diese Wirkung erzielte, würde sie den Aufgaben der wahren und echten Philanthropie dienen.

Der wahre Philanthrop ist der Mensch, welcher die Ueberzeugung von der untilgbaren und im Laufe der Menschengeschichte sich immer vervollkommnenden Güte der allgemeinen Menschennatur in sich trägt. Diese Zuversicht kann von dem Philanthropen auch da nicht weichen, wo böse Mächte am Werke sind, das Glück und das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft zu untergraben. Das Böse ist dem Philanthropen keine an sich bestehende Macht; wo es ihm entgegentritt, ist es nur etwas ursprünglich Gutes, das durch Verblendung und Kurzsichtigkeit zeitweilig überdeckt erscheint. Das Gute wird sich wieder durchringen und dann um so heller leuchten. So hält der Philanthrop die Fahne des echten Fortschrittes stets hoch, in der Ueberzeugung, daß die Menschheit dazu berufen sei, aus sich selbst heraus die Bedingungen für ein immer höheres, würdigeres Dasein zu schaffen. — Der Philanthrop liebt die Menschen, weil er glaubt, daß sie gut und edel sind. —

Doch wie? Das alles wollen wir aus der Poetik des Aristoteles herleiten? Hat Lessing nicht eben aus der Poetik einen ganz anderen Begriff des Philanthropen und der Philanthropie hergeleitet? Nach ihm ist ja die letztere eine niedere Stufe des Mitleids, das schwache Mitgefühl, das wir dem jähen und furchtbaren Untergange eines vollendeten Bösewichts zollen. Auf Lessings und unsere gemeinsame Quelle, die Poetik, werden wir also zurückzugehen haben, um den Streit zu entscheiden. —

Kap. 13 der Poetik geht Aristoteles die Kombinationen durch, die aus Schuld und Schicksal des tugendhaften oder lasterhaften Helden sich bilden lassen. Leider sind in dem uns erhaltenen Texte nicht alle Kombinationen aufgeführt, und diese Lücke hat sich namentlich hinsichtlich des in Rede stehenden Begriffes der Philanthropie fühlbar gemacht, die eben infolgedessen mit gewisser Begründung verschieden gedeutet werden konnte. Bei Gelegenheit dieser Kombinationen taucht in der Poetik der Ausdruck Philanthropie zum erstenmal auf, um dann auch später nicht wiederzukehren. Bisher war die Güte einer Tragödie nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von ihrer Fähigkeit, Mitleid und Furcht zu erwecken, abhängig gemacht worden; jetzt wird sie plötzlich auch noch dem neuen, dritten Kriterium, dem der Philanthropie, unterworfen. Die Stelle des 13. Kap. lautet: „Der Schicksalswechsel darf nicht darin bestehen, daß die Tugendhaften aus Glück in Unglück geraten, denn das erregt nicht Mitleid und Furcht sondern Abscheu; auch nicht darin, daß die Lasterhaften aus Unglück zum Glück gelangen, denn das wäre am alleruntragischsten, da alles Erforderliche fehlt, es ist weder philanthropisch, noch erweckt es Mitleid und Furcht; auch nicht darin, daß ein durchaus böser Mensch aus Glück in Unglück gerate; denn eine solche Kombination würde wohl philanthropisch sein, aber sie würde nicht Mitleid und Furcht erwecken, da das Mitleid sich auf den unverdient Leidenden, die Furcht sich auf den uns Aehnlichen bezieht, so daß dieser Fall weder mitleiderregend noch furchterregend ist, — es bleibt also nur übrig der Mann, dessen Charakter in der Mitte liegt, d. h. ein solcher, der weder durch Tugend und Gerechtigkeit hervorragt, noch auch infolge von Schlechtigkeit und Lasterhaftigkeit ins Unglück gerät, sondern infolge eines Fehlers, den ein Mann von der obenbezeichneten Art, oder ein solcher, der eher besser als schlechter ist, begeht." —

Unter den angeführten Kombinationen vermissen wir zunächst den Umschlag aus Unglück in Glück bei dem Tugendhaften; außerdem fehlt bei einer Kombination die Bestimmung der Philanthropie, nämlich bei dem Umschlag aus Glück in Unglück bei dem Tugendhaften. Sollte dieser Fall, wenn er schon nicht recht geeignet ist, Mitleid und Furcht zu erregen, wenigstens nicht Philanthropie erregen? Als alles Erforderliche bezeichnet ja Aristoteles ausdrücklich Mitleid, Furcht und Philanthropie, und alle diese drei erforderlichen Dinge fehlen ja nach dem Philosophen nur bei dem Schicksalswechsel aus Unglück in Glück bei dem Lasterhaften, weshalb diese Kombination als die untragischste von allen bezeichnet wird.

Wenn nun bei dem Schicksalswechsel aus Glück in Unglück bei dem Tugendhaften auch noch die Philanthropie fehlte, so wäre das ja der zweite alleruntragischste Fall. — Wir sehen, die ganze Stelle ist unklar. Wie Aristoteles die fehlende Kombination, Schicksalswendung aus Unglück in Glück bei dem Tugendhaften, bezeichnet hätte, ist zweifelhaft. Sollte auch hier nicht Philanthropie statthaben, so hätten wir damit den dritten alleruntragischsten Fall, und nach Lessings Deutung der Philanthropie wäre das unbedingt so; denn Philanthropie als schwächste Regung des Mitleids tritt nach ihm ja überhaupt nur in dem einen erwähnten Falle ein. — Bis in die neuere Zeit hat man dieses Dunkel walten lassen. Zuerst hat Zeller im Jahre 1862 in seinem Werke „Philosophie der Griechen" eine andere Bedeutung des Begriffes der Philanthropie gegeben, welche er auf eine Stelle der „Rhetorik" des Aristoteles stützte. Dort heißt es Buch 2, Kap. 9: „Der brave Mann freut sich, wenn Schurken bestraft werden". Danach, meint Zeller, würde im Sinne des Aristoteles die Empfindung, welche bei der Bestrafung des Lasterhaften, bei seinem Untergange, in uns sich regen würde, nicht die des schwächlichen Mitleids, sondern die der Freude sein. Wenn wirklich daneben für einen Augenblick unter dem unmittelbaren Eindruck der Vernichtung des Gottlosen etwas von rasch aufwallendem Mitleid in die Erscheinung treten sollte, so würde das eben etwas zu Flüchtiges und Nebensächliches sein, als daß man es als die Hauptwirkung der tragischen Handlung hinstellen könnte. Diese bleibt die Genugthuung über die gerechte Sühne, die das Verbrechen gefunden, das befriedigte Gerechtigkeitsgefühl des billig denkenden und richtig empfindenden Menschen, und diese Empfindung beruht auf Philanthropie. Sie ist das jedem rechtschaffenen Menschen innewohnende Gefühl für Gerechtigkeit, das ihn ebenso wünschen läßt, daß der Verbrecher die verdiente Strafe erleide, wie, daß dem Guten Belohnung zuteil werde. Ueberweg übersetzt das φιλάνθρωπον: der Liebe zur Menschheit gemäß und deutet in einer Anmerkung den Ausdruck in dem Sinne Zellers, auf den er deshalb verweist. —

Prüfen wir nun nach dieser Deutung die Kombinationen des Aristoteles. Das Gerechtigkeitsgefühl des Philanthropen würde befriedigt werden: 1. bei der Wandlung aus Unglück in Glück bei dem Tugendhaften, 2. bei der Wandlung aus Glück in Unglück bei dem Lasterhaften. Das Gerechtigkeitsgefühl des Philanthropen würde verletzt werden: 1. bei der Wandlung aus Glück in Unglück bei dem Tugendhaften, 2. bei der Wandlung aus Unglück in Glück bei dem Lasterhaften. — Bei der besten, der einzig wahren Tragödie — Wandlung aus Glück in Unglück bei gemischtem Charakter des Helden — würde das Gerechtigkeitsgefühl nicht voll befriedigt werden, da eine volle Befriedigung desselben doch nur eintreten kann, wenn Schuld und Sühne sich das Gleichgewicht halten. Daß dies hier gar nicht der Fall sein darf, erklärt aber Aristoteles ausdrücklich, wenn er das durch die Tragödie zu erregende Mitleid davon abhängig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

macht, daß der Held unverdient, d. h. nicht in richtigem Verhältnisse zu seiner Schuld, leidet, wobei er noch besonders hervorhebt, daß der allergeeignetste Held der Tragödie ein solcher ist, der nur eine einzige und zwar verzeihliche Schuld begeht, im übrigen aber makellos dasteht. —

Das Ergebnis dieser auf Grund der Zellerschen Deutung des Begriffes Philanthropie angestellten Prüfung der aristotelischen Kombinationen kann ein vollbefriedigendes nicht genannt werden. Es blieben danach erstens zwei in gleichem Grade ganz untragische Fälle übrig, und von der besten Tragödie könnte man nicht sagen, daß sie alle drei erforderlichen Eigenschaften in vollkommenem Maße besäße. Sie ist wohl geeignet, Mitleid und Furcht zu erwecken, sie ist aber nicht voll philanthropisch, weil dem Gerechtigkeitsgefühl nicht sein volles Recht eingeräumt wird. Einen ganzen, runden Gegensatz würde hiernach die beste Tragödie zu der schlechtesten nicht bilden.

Nun enthält aber eben das von Zeller herangezogene zweite Buch der „Rhetorik" noch zwei Stellen, die schon deshalb beachtenswert sind, weil hier die beiden für die tragische Wirkung so bedeutsamen Begriffe des Mitleids und der Philanthropie in enger Verbindung mit einander genannt werden. — Buch 2 Kap. 13 lesen wir: „οἱ νέοι ἐλεητικοί εἰσι διὰ φιλανθρωπίαν." Buch 2 Kap. 12 hieß es vorher: „ἐλεητικοί εἰσι (sc. οἱ νέοι) διὰ τὸ πάντας χρηστοὺς καὶ βελτίους ὑπολαμβάνειν · τῇ γὰρ αὑτῶν ἀκακίᾳ τοὺς πέλας μετροῦσιν, ὥστ' ἀνάξια πάσχειν ὑπολαμβάνειν αὐτούς." — „Die Jünglinge sind mitleidig aus Menschenliebe. Ihre Menschenliebe entspringt aus ihrer Unverdorbenheit. Diese ihre eigene Unverdorbenheit übertragen sie auf alle. Wenn sie nun jemand leiden sehen, so bemitleiden sie ihn, weil sie glauben, daß er ein solches Leiden nicht verdient habe."

Hiernach ist das Mitleid die Frucht der Philanthropie, die Philanthropie die Bedingung des Mitleids. Wir dürfen hinzufügen, daß auch der dritte der „drei erforderlichen" Begriffe in diese Gemeinschaft hineinzubeziehen ist, die Furcht, und zwar die Furcht für den Bemitleideten, die schon bei dem Heranziehen des Leidens sich regte, und die nach dem Eintritte des Leidens in Bezug auf eine weitere Steigerung desselben noch besteht.

Der Zusammenhang der Philanthropie mit den beiden tragischen Affekten erhellt auch noch weiter daraus, daß sie dieselben beiden Bedingungen hat, von denen die eine für die Furcht, die andere für das Mitleid Geltung hat: Die philanthropischen Jünglinge sehen in dem Leidenden Ihresgleichen, indem sie ihre Bravheit auf ihn übertragen, und sie sind überzeugt, daß er unverdient leidet.

Freilich sagt Aristoteles im Zusammenhange dieser Stelle, daß auch die Greise mitleidig seien, daß aber bei ihnen die Quelle des Mitleids eine andere sei: die ἀσθένεια. Bei mancherlei trüben Erfahrungen, die sie gemacht haben, bringen sie einerseits den Leiden ein besseres Verständnis entgegen, andererseits sind sie mehr geneigt, es für verdient zu halten; denn an die Güte der Menschennatur zu glauben, fällt ihnen schwer. Die sittliche Schwäche des Menschen läßt ihn nach ihrer Ansicht beständig den Versuchungen erliegen, und die Strafe für die gehäuften sittlichen Fehltritte bleibt dann nicht aus. Die aristotelischen Greise sind mürrische, verbitterte, zaghafte Wesen, denen in ihrer körperlichen und geistigen Hinfälligkeit auch der Glaube an die allgemeine menschliche Thatkraft und an die Verfolgung hoher Ziele abhanden gekommen ist. Darum vertreten sie aber auch nicht das Publikum, für welches die Wirkungen der Tragödie berechnet sind. Das richtige Publikum sind die noch jugendlich frisch und kräftig empfindenden und handelnden Männer, die Aristoteles im Gegensatz zu den γέροντες die νέοι genannt hat, wobei man sich nicht an unseren eine viel engere Altersstufe bezeichnenden Ausdruck „Jünglinge" klammern darf. — Für das praktische Leben mit seinen Zielen und Anforderungen sollen die Wirkungen der Tragödie in Kraft treten; ihr fördernder Einfluß, ihre Anregungen sollen auf die Zukunft, auf das Weiterstreben sich erstrecken. Der Greis hat keine Zukunft und keine Ziele mehr, sein Gebiet ist das der Vergangenheit, der Abgeschlossenheit, die einer Katharsis nicht mehr zugänglich ist. — Der frische Mann also ist es, der an sich die heilsamen Wirkungen der durch die Tragödie sich vollziehenden ἰατρεία erfahren soll, und er bringt in seiner Philanthropie den beiden tragischen Affekten, die dabei in Wirksamkeit gesetzt werden, die allein dafür geeignete Gemütsveranlagung entgegen. In ihm soll die Ueberzeugung gestärkt werden, daß seine Liebe zu den Menschen als den berufenen Trägern alles Guten, Edlen, Hohen eine berechtigte ist, und daß es des Menschenfreundes Aufgabe ist, nicht nur in sich sondern auch in seinen Mitmenschen den guten Samen, der in ihre Brust gesäet ist, zum Keimen zu bringen. Freilich darf der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschenfreund sich diese Aufgabe nicht als eine leichte denken; oft kann erst nach langem heißen Ringen das Gute, das in tiefem Grunde ruht, sich hervorarbeiten, aber der Philanthrop soll bis zuletzt die Zuversicht auf den endlichen Erfolg nicht aufgeben; er soll wacker mitarbeiten und jeden Streiter für die gute Sache freudig als Bundesgenossen begrüßen. Seiner Erfolge soll er sich erfreuen, als ob er selber sie errungen hätte. Natürlich wird er dann aber auch jeden harten Streich, der ihn treffen könnte, fürchten, als drohte er ihm selber, und wenn der Streich ihn getroffen, wird er mit ihm leiden. Für den Philanthropen wird danach die wahre Tragödie nur die sein, in deren Helden er einen solchen Mitstreiter, einen Mitarbeiter an der großen Sache der Menschheit anerkennen kann.

Sehen wir uns nun die aristotelischen Kombinationen im Lichte dieser Philanthropie an. Zunächst werden wir uns dabei die Aufgabe zu stellen haben, sie auch in ihrer Vollständigkeit vorzuführen, resp. diejenigen Kombinationen, die in dem lückenhaften Texte fehlen, hinzuzufügen. Dies halten wir umsomehr für geboten, als offenbar dem Philosophen in diesen Kombinationen eine ganz bestimmte Abstufung von dem Alleruntragischsten zu dem Allertragischsten vorgeschwebt hat. Das Untragischste würde das sein, dem alle drei erforderlichen Dinge durchaus fehlen, das gar nicht mitleid- und furchterweckend, auch nicht philanthropisch ist. Das Tragischste würde das sein, das im vollsten Maße Mitleid und Furcht erweckt und das am meisten philanthropisch ist. Die dazwischen liegenden Stufen würden in stets verschiedenen, allmählich aufsteigenden Graden Elemente der drei erforderlichen Eigenschaften aufweisen. — Die vollständige Tafel dieser Kombinationen, die von dem oben angegebenen Prinzip des allmählichen Aufsteigens vom Unvollkommensten zum Vollkommensten aus aufgestellt ist, würde folgende sein:

1. Lasterhaft — Unglück — Glück.
2. Tugendhaft — Glück — Unglück.
3. Tugendhaft — Unglück — Glück.
4. Lasterhaft — Glück — Unglück.
5. Gemischter Charakter — Unglück — Glück.
6. Gemischter Charakter — Glück — Unglück.

Völlig unbrauchbar für die Tragödie ist die erste Kombination: die Wandlung von Unglück in Glück bei dem ganz lasterhaften Helden. — Der reine Bösewicht ist für den Philanthropen, der an das ursprünglich Gute, an den unausrottbaren guten Kern in jedem Menschen glaubt, schlechthin unverständlich. Das Böse an sich, im Prinzip, ist für ihn mit der Menschennatur unvereinbar. Sieht er gleichwohl, daß ein Mensch böse Ziele verfolgt, so wird er für das Böse eine Erklärung suchen, die außerhalb des thatsächlich Böses thuenden Menschen liegt. Er wird forschen, wie dieser seiner Ueberzeugung nach an sich edle Mensch durch äußere Verhältnisse, durch verbitterndes, ohne sein Verschulden ihm widerfahrenes Unglück oder durch Zurückweisung und Kränkung auf die Bahn des Bösen gedrängt worden ist. Entdeckt er aber trotz eifrigen Suchens keine derartige Erklärung, so muß tiefe Trauer über eine solche von ihm für unmöglich gehaltene Entartung sich seiner bemächtigen; er wird irre an seinem bisherigen Glauben, auf dem seine Menschenfreundschaft beruhte, und sieht er nun vollends, wie der Bösewicht über alle Schwierigkeiten und Gefahren, die auf seinem Wege liegen, triumphiert, wie er seine unheilvolle Bahn siegreich durchmißt und über die niedergeworfenen Vertreter des Guten hinweg an sein Ziel gelangt, dann muß er mit tiefverletzter Empfindung, mit Grauen sich hinwegwenden von dieser Stätte der Greuel. — Das ist das Alleruntragischste, eine solche tragische Handlung ist eben keine mehr. Von Mitleid mit dem Helden, von Furcht für ihn kann selbstverständlich nicht die Rede sein, und die Philanthropie erhält den schwersten Schlag, der sie treffen kann. Eine solche dramatische Fabel ist auch wohl nie ersonnen worden, sie existiert nur als Annahme zur Ausfüllung des Schemas; es soll damit nur gezeigt werden, worin das volle Kehrbild der echten Tragödie bestehen würde. —

Diesem Alleruntragischsten zunächst steht die Wandlung von Glück in Unglück bei dem ganz Tugendhaften. Der Sieg des Bösen und der Untergang des Guten sind Korrelate; es liegt hier dem vorigen Fall gegenüber die Umwandlung des Activum in das Passivum vor: dort siegte das Böse über

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Gute, hier wird das Gute von dem Bösen besiegt. Gleichwohl ist der Gang der Empfindungen, die der Philanthrop durchzumachen hat, hier ein ganz anderer wie dort. Dort stand der Philanthrop von vorn herein einem Exemplar der menschlichen Gattung gegenüber, das ihm in diese überhaupt nicht hineinzugehören schien, in dem er vergeblich die notwendigen Merkmale des allgemeinen Begriffes zu entdecken suchte; hier sieht er einen Menschen vor sich, in dem er einen Bundesgenossen, wie er ihn sich nur wünschen kann, einen der würdigsten Vertreter der Menschheit erkennen muß. Sein ganzes Herz wallt ihm entgegen. Wenn er dann im weiteren Verlaufe der Handlung sieht, wie sein Ideal von Menschentum in einen schweren Kampf mit den Mächten des Bösen verwickelt wird, so will wohl bange Besorgnis um den wackeren Streiter in ihm aufkommen, aber er weiß ja, daß es ohne Kampf keinen Sieg giebt, und so sucht er seinerseits das Furchtgefühl zu bekämpfen, und seine Hoffnung wächst, wenn er wahrnimmt, daß der schwere Kampf seitens des Guten nicht nur mit angemessenen, sondern auch mit reinen Mitteln geführt wird. — Aber der Sieg will sich nicht einstellen; eine Stütze nach der anderen sinkt dahin, und nun geschieht das für unmöglich Gehaltene: von einem letzten Streich getroffen, bricht der Vertreter der guten Sache zusammen. Am Schlusse ist seine Niederlage besiegelt; dem Bösen, das er bekämpft, bleibt der endgiltige Sieg, und derselbe Schauer wie in dem ersten Falle durchrinnt die Brust des Philanthropen; die zarten Regungen der Furcht und des Mitleids werden durch das derbe Gefühl des Grauens erstickt. — Wir haben hier anfängliche Position: Furcht und Mitleid sprießen hervor, und der Philanthrop freut sich des entschlossenen Kampfes des Guten mit dem Bösen; schließlich aber mündet alles in die reine Negation aus. Das Endergebnis und damit die nachhaltige Wirkung kommt denen der ersten Kombination gleich. — Auch eine solche Tragödie, in welcher der Untergang völlig des Charakters der Sühne für eine begangene Schuld entbehrt, war den Alten wohl unbekannt, wie auch Shakespeare und Schiller sie nicht kennen; die französische Tragödie bietet dafür Beispiele in Corneilles „Polyeuct" und in Voltaires „Zaïre", wiewohl in dem letzteren Drama das Krasse gemildert wird durch das Fehlen eines eigentlichen bösen Prinzips.

In dritter Linie steht die dramatische Fabel, in welcher der Tugendhafte aus Unglück in Glück versetzt wird. Wie in dem vorigen Fall erfreut sich auch hier der Philanthrop der Gesellschaft des Guten, ihm Verwandten. Die tragischen Affekte des Mitleids und der Furcht werden hier bei Beginn der Handlung gleich in stärkere Schwingungen versetzt, denn der Held befindet sich im Stande des Leidens. Ein schweres Geschick lastet auf ihm, und neue drohende Gefahren sehen wir heranziehen. Noch schuldet uns der Held eine Probe seiner Thatkraft, seines Mutes im Streite; denn die Exposition hat uns nur erst mit der Reinheit seines Vorlebens und mit der Gerechtigkeit der Sache, die er vertritt, bekannt gemacht. Aber jetzt ist die Arena geöffnet, der erste Waffengang erfolgt, und bringt er unserem Streiter auch noch nicht gleich den Sieg, so zeigt er uns doch seinen Mut, seine Geschicklichkeit und die Stärke seines Armes, und wie der Kampf seinen Fortgang nimmt, tritt alsbald eine Bürgschaft nach der anderen für das schließliche Gelingen zutage. Die Furcht, die uns anfangs beschlichen, verblaßt mehr und mehr, der Mitleid kommt vollends nicht mehr zur Geltung, und unsere in den Anfangskämpfen hochgradig gespannte Philanthropie bekommt allmählich eine tüchtige Beimischung des Behaglichen, des befriedigt Schmunzelnden. Wir haben hier erst Flut und dann Ebbe; es geht alles gar zu sehr nach Wunsch und Erwartung; es geht zu selbstverständlich her, als daß der Sieg am Schlusse dem Philanthropen eine rechte, eine kräftige Befriedigung gewähren könnte. Wir haben hier reine Position, aber eine schwächliche, sich abschwächende. Im zweiten Falle weichen Mitleid und Furcht, um dem Grauen Platz zu machen; im dritten Falle ziehen Mitleid und Furcht sich zurück, um ihren Platz sanfter Genugthuung abzutreten. Der „Cid" des Corneille ist ein Beispiel für diese dritte Kombination.

Näher schon kommt der wirklichen Tragödie und damit den Bedürfnissen des Philanthropen die vierte Kombination, der zufolge ein vollendeter Bösewicht aus Glück in Unglück gerät. Der absolute Bösewicht ist ja, wie wir im ersten Fall betont haben, dem Philanthropen unverständlich, und so wird er denn auch in diesem Falle wie im ersten nur mit innerem Schauder dem Gange der Handlung folgen können; es wird in ihm, wenn es dem Vertreter des Bösen allmählich schlechter und schlechter geht, warmes Mitgefühl mit ihm und Furcht für ihn nicht aufkommen können. Dafür aber wird in ihm mehr und mehr hohe Genugthuung über den mit dem Untergang des Bösen unlösbar verbundenen heranziehenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sieg des Guten, das von dem lasterhaften Helden bekämpft wurde, Platz greifen. Das Böse muß ja fallen, es muß ausgerottet werden, damit das Gute triumphieren kann. Auf diesen Triumph des Guten hielt der Philanthrop den Blick gerichtet, und seine Genugthuung über den Eintritt desselben ist schließlich in ihm das vorherrschende Gefühl. — Aber es sind hierbei auch noch andere Momente in Betracht zu ziehen, welche dieser Kombination schon annähernd den Charakter der wahren, der echten Tragödie verleihen. — Es ist zunächst schließlich nicht allein die Genugthuung des Philanthropen über den Sieg des Guten, die diese tragische Gattung seiner Empfindung näher bringt; es kommt auch zugleich das innere Verhältnis in Betracht, in welchem er zu dem Helden des Stückes steht. Der Sieg des vollendeten Bösewichts in der ersten Kombination erweitert nur noch die Kluft zwischen ihm und dem Philanthropen; sein Untergang in der vierten Kombination hilft dazu, diese Kluft zu verengern. Dort mußte der Bösewicht, der ungestraft seinen Raub an dem Heiligtum der Empfindungen des Philanthropen ausgeführt hatte, für diesen zum Gegenstand des Hasses und des tiefsten Abscheus werden; von dem unschädlich gemachten, dem gefallenen Feinde kann der edle Mensch sich nicht mehr mit Abscheu abwenden. Das Verderben, die Vernichtung erscheint dem Philanthropen als eine Art Entsühnung, als läuterndes Feuer, und die so geläuterte Menschennatur tritt nun, zumal da sie dem Dasein entrückt ist und nur noch das Gedenken bei ihr weilt, dem Philanthropen wieder näher. So wird der Untergang, den der Bösewicht gefunden, ihm nicht nur um dessentwillen willkommen sein, weil der Sieg des Guten nur dadurch ermöglicht wurde, sondern auch deshalb, weil er dem gerichteten Verbrecher gegenüber wieder Philanthrop sein kann.

Von größerer Wichtigkeit noch dürfte ein zweiter Punkt sein. Eine Tragödie, deren Helden wir durchaus eigennützige Ziele mit lediglich moralisch verwerflichen Mitteln erstreben sehen, wird bereits in ihrem ersten Teile, wo dem Philanthropen noch nicht die Aussicht auf den Sieg des von dem Helden bekämpften guten Prinzips eine Art Genugthunng gewährt, rein menschliche Teilnahme für den Helden erwecken können, wenn der Expositionsakt uns die Ueberzeugung von der ursprünglich guten und edlen Natur desselben giebt. Richard III. und Macbeth erscheinen uns nach allen ihren Handlungen, die wir sie vor unseren Augen ausführen sehen, als vollendete Bösewichter, aber wir wissen, daß ihre Mitmenschen oder die äußeren Verhältnisse den ursprünglich guten Kern ihres Wesens also gewandelt haben. Darum erscheinen sie uns — und die Kunst des Dichters kann diese Empfindung mächtig verstärken — bei Beginn der Handlung fast als Opfer, denen wir Mitleid zu zollen haben, deren Verblendung und deren beginnenden bösen Wandel wir um ihrer selbst willen fürchten, und zwar nicht sowohl wegen der äußerlichen schlimmen Folgen als vielmehr deshalb, weil die Umkehr zum Guten ihnen dadurch erschwert, ja unmöglich gemacht wird. Auf diese Weise können auch bei dieser Kombination die beiden tragischen Affekte schon zu einiger, wenn auch nicht andauernder und nachhaltiger Geltung gelangen. — Wie noch außerdem der Dichter unser Interesse für derartige tragische Charaktere gewaltig heben kann, indem er ihnen hohe geistige Kraft und eine starke Energie zuteilt, ist bereits an anderer Stelle besprochen worden. — Mit dem ursprünglich guten Kern, wenn derselbe auch in keiner der eigentlichen dramatischen Handlung angehörenden Aktion zutage tritt sondern lediglich aus der Vorfabel oder doch der Exposition erkennbar wird, ist freilich das Prinzip der Lasterhaftigkeit nicht mehr in seiner vollen Reinheit gewahrt. Reine Teufel, deren Bosheit nur das eigene Herz zur Quelle hat, giebt es in Wirklichkeit nicht, und schon darum gehören sie auch nicht auf die Bühne. Daß Aristoteles übrigens auch tragische Charaktere wie Macbeth und Richard III verworfen hätte, ist nicht zu bezweifeln.

Die fünfte Kombination führt uns den an sich mit guten Eigenschaften des Charakters ausgestatteten Helden vor, der unter einem schweren Geschick zu leiden hat, das nicht ohne eigene Verschuldung über ihn gekommen ist. Auf die Teilnahme des Philanthropen darf er sicher rechnen; denn in einer solchen Persönlichkeit erkennt dieser sich selber wieder mit seinem guten Willen und mit seiner Schwäche, deren Folgen auch er schon oft hat büßen müssen.

Aber er weiß auch, daß die aus Schwäche begangene Schuld nicht das schlimmste Uebel ist; zum schweren Uebel wird erst die Schuld, wenn keine Erkenntnis derselben und keine Reue auf sie folgt, wenn die bösen Folgen, die sie nach sich zieht, nicht zugleich mit Ergebung und mit männlichem Mute getragen werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie wird dieser Mann, wie wird der Held sein Schicksal tragen? Mit Trotz und Murren gegen die Vorsehung? Mit der Ueberzeugung, daß er für seinen doch entschuldbaren Fehltritt viel zu hart bestraft wird? Dann ist er wirklich verloren, und der Philanthrop muß mit einem schweren Seufzer sich sagen, daß der Sache der Menschheit schon wieder einer abtrünnig geworden ist, der berufen war, in ihrem Dienste Großes und Schönes zu leisten. Oder wird der Held voll Demut in sein Geschick sich fügen und es als gerechte Strafe für seine Schuld geduldig hinnehmen? Das könnte dem Philanthropen schon besser gefallen, aber eine besonders hochgradige Erwärmung würde für den Helden dadurch in ihm auch nicht erzielt werden. Mit der Demut soll die Thatkraft sich vereinigen, das Bestreben, die Schuld durch Handlungen, die einerseits Energie bekunden, andererseits sich frei von neuer sittlicher Schuld halten, zu sühnen und sich so einer Wandlung seines Geschickes würdig zu zeigen.

Wenn nun der Held diesen Weg betritt und durch neue, vielleicht noch härtere Schicksalsschläge seinen Mut nicht beugen, in seinem Herzen keine Verbitterung Platz greifen läßt, wenn dabei zugleich die edleren Seiten seines Charakters immer heller hervortreten, dann fühlt der Philanthrop sich mehr und mehr gehoben, und seine Zuversicht auf eine endliche glückliche Lösung der Dinge wächst in demselben Maße. Und der weitere Fortgang der Handlung straft diese Zuversicht nicht Lügen. Das Unglück hält der Thatkraft und der Lauterkeit der Gesinnung des Helden nicht stand, es hat sich erschöpft; heller und heller wird es um uns, und zum Schluß steht der tapfere Dulder vor uns da als ein durch alle die bestandenen Kämpfe gestählter Mann, gesicherter in seiner Lebensstellung als vor dem Kampf, vor allem aber innerlich geläutert, geadelt durch die vollgesühnte Schuld. Fest wird er fortan, ein ganzer Mann, ein Vorbild für Viele, im Leben stehen und segensreich wirken in erweitertem Kreise des Schaffens. — Ein solcher Gang und Ausgang eines dramatischen Kunstwerkes — eine Tragödie freilich nennen wir ein solches Drama nicht mehr — wird gewiß starke Befriedigung bei den Philanthropen hervorrufen. Dieses Drama ist philanthropisch, und auch Mitleid und Furcht läßt es bis zur Peripetie uns sattsam empfinden; der „Tell" kann als Muster für diese Gattung gelten. Der noch nicht vollausgereifte Philanthrop meint wohl, höhere Befriedigung könne überhaupt ein dramatisches Lebensbild ihm nicht gewähren. Daß es die höchste dramatische Schöpfung im Sinne des Aristoteles nicht sein kann, geht gleichwohl unmittelbar daraus hervor, daß die tragischen Affekte des Mitleids und der Furcht, statt eine Steigerung bis zum Schlusse hin zu erfahren, vielmehr in der zweiten Hälfte sich abschwächen und endlich ganz hinschwinden, daß demnach vollends von einer Reinigung dieser Affekte, die durch das Ganze des tragischen Kunstwerkes allein erzielt werden kann, um schließlich als die Haupt-, als die eigentliche Frucht zurückzubleiben, gar nicht die Rede sein kann. Aber auch der Philanthrop ist in Bezug auf das Maß seiner Befriedigung in einer Selbsttäuschung begriffen. Die große, sein ganzes Wesen durchdringende Erhebung steht noch für ihn aus; sie kann ihm erst zu Teil werden durch den Genuß der Tragödie, die sämtlichen von dieser dichterischen Gattung zu lösenden Aufgaben allein gerecht wird, der Tragödie, die einen an sich guten und edlen Menschen infolge eines Fehltritts aus glücklichen Verhältnissen in unglückliche geraten läßt. —

Wie in der fünften Kombination erscheint auch in dieser der Held als eine dem Philanthropen durchaus sympathische Persönlichkeit; denn in ihm erkennt er ganz und gar Seinesgleichen. Der Held ist an sich gut und edel; er strebt nach hohen Zielen, um die ganze in ihm liegende geistige und sittliche Kraft zu bethätigen; er ist endlich der allgemeinen menschlichen Schwäche unterworfen: er kann fehlen, und er fehlt auch. Eben dieser letzte Umstand ist es, der das Interesse des Philanthropen für ihn gegenüber dem zweiten und dritten Fall noch erhöhen muß. Ein Mensch, der gar keinen Fehltritt begeht, tritt eigentlich aus den Grenzen der Menschheit heraus. Selbstverständlich steht der absolut gute Held dem Philanthropen innerlich sehr viel näher als der absolute Bösewicht, aber wenn er ihm auch seine warme Teilnahme schenken wird, so bringt er es doch zu keiner rechten Vertrautheit mit ihm; es mischt sich in die Wärme seiner Empfindungen etwas von abkühlender Scheu vor dieser moralisch unangreifbaren Persönlichkeit; er hat immer das Gefühl, daß ein notwendiges Band der Gemeinschaft zwischen ihm und dem Helden fehlt. Dazu kommt noch ein anderes wichtiges psychologisches Moment. Die Engel im Himmel freuen sich bekanntlich viel mehr über die Rückkehr des Gefallenen zum Guten als über die dauerhafteste Gerechtigkeit des nie Strauchelnden. Wie den Engeln geht es dem Philanthropen: er hat eine viel hellere Freude an dem Gutwerden als an dem Gutsein. Deshalb muß der Held im Beginn der Handlung eine Lücke in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner moralischen Rüstung aufweisen. Noch hat seine Tugend die rechte Probe nicht bestanden. Vor diese wird er nun gestellt, und — er besteht sie nicht, er strauchelt. Jetzt hat er den wahren Adel seiner Natur zu beweisen: bleibt dieser Fehltritt der einzige — und diese Forderung stellt Aristoteles für die allerbeste Spezies der besten tragischen Gattung auf —, trotzt der Held allen weiteren Versuchungen, so erscheint sein Fehler getilgt, er ist entsühnt, und dieser Akt der Entsühnung selbst, das Abstreifen alles Schwachen und Hinfälligen ist gerade das, was unser Interesse am meisten fesselt. Wo gar keine Schuld vorliegt, kann auch keine Sühne statthaben, und die ganze Handlung einer solchen Tragödie mit dem makellosen Helden wird schließlich fade und saftlos. Auch gewinnen wir von der Kraft und Gewalt des bösen Prinzips, wenn es dem Guten gar nichts anhaben kann, keine sehr hohe Vorstellung, und dadurch wird notwendig auch dem Siege des Tugendhaften die Größe, die Erhabenheit genommen, welche der Handlung der wahren Tragödie eigen sein soll. Aber, wenn es auch klar ist, weshalb nur der Held mit dem „gemischten Charakter" den Philanthropen vollständig befriedigen kann, so muß es doch als sehr fraglich erscheinen, warum diese Befriedigung eine noch größere sein soll, wenn der so beschaffene Held schließlich untergeht, als wenn er am Ende den Lohn für seinen siegreichen Kampf mit dem Bösen erhält. — Diese Befriedigung wird und muß bei dem Untergange des Helden schließlich eine noch größere, sie muß die denkbar größte sein, weil die Standhaftigkeit, der wahre Adel des Menschen dann erst in strahlendstem Lichte sich zeigt, wenn er dem erwählten Ziele, seiner Lebensaufgabe, auch dann noch treu bleibt, wenn alle Stützen von ihm gewichen sind, wenn keine Hoffnung auf nahe winkenden Lohn die schon ermattende Kraft aufs neue stählt, wenn die schon auf ihn sich herabsenkenden Schatten des Todes das aus seinem Innern hervorbrechende Licht nicht zu verdunkeln vermögen, wenn er in ungebrochener Kraft dasteht bis ans Ende. Der wahre tragische Held erscheint uns am größten am Ende seiner Laufbahn; was er zuletzt leistet, ist seine höchste Leistung. Aufrecht erhalten durch seine gewaltige Willenskraft, steht er noch in dem Momente der Katastrophe vor unserem Auge wie ein Erzkoloß, der mit dräuendem Blick den Gegnern die Spitze bietet, bis — er jählings zusammenbricht, ohne daß wir seine Kraft allmählich sich haben erschöpfen sehen. So ist uns der jammervolle Anblick des Hinsiechens erspart geblieben; unser Held ist hingesunken in seiner vollen Größe.

Dieser höchste Beweis dessen, was der wahre Mensch in der Verfolgung eines großen Zieles zu leisten vermag, muß dem Philanthropen die vollste Befriedigung gewähren. Die Fähigkeit, die der tragische Held zeigt, für eine große Sache alles, was dem gewöhnlichen Menschen das Leben lieb und wert macht, und zuletzt noch das Leben selber hinzugeben, und dies alles ohne Schwanken und Zaudern, ohne den geheimen Wunsch, die gethanen Schritte wieder zurück thun zu können, muß die Menschenliebe in ihrem Fundament, dem Glauben an die Würde und den Adel der Menschennatur, gewaltig stärken und befestigen. Ja, diese schrankenlose Hingabe an das einmal gewählte Ziel muß in den Augen des Philanthropen auch dem tragischen Helden, den Aristoteles nicht anerkennen will, dem Shakespeare aber auf der tragischen Bühne eine Stellung erobert hat, dem Helden, der mehr böse als gut ist, etwas von Hoheit und Würde mitteilen. In seiner Art kann auch ein solcher Mann Gutes für die Sache der Menschheit wirken. Dem Gutartigen aber Schwachen, der in kleinlichen Sorgen und Kümmernissen sich verzehrt, wird, wenn auch auf anderen Bahnen und nach anderen Zielen hin, in ihm ein Beispiel zur Nacheiferung hingestellt.

Daß aber diese sechste aristotelische Kombination nicht allein deshalb die vollkommenste ist, weil nur sie dem Philanthropen, der allein das wahre Menschentum vertritt, für den die höchsten Wirkungen der Tragödie berechnet sind, das höchste Genügen verschaffen kann, daß sie es auch deshalb ist, weil sie am reinsten und schönsten die beiden tragischen Affekte zur Blüte bringt, aus der als reife Frucht die Katharsis hervorgeht, daß sie also nach allen Richtungen die aristotelische Idealtragödie ist, daß endlich diese Wirkungen durch die moderne wahre Tragödie und für den modernen Menschen erst zu ihrem Höhepunkt geführt worden sind, das nachzuweisen soll die Aufgabe unserer Schlußbetrachtung sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Irrungen und Fehltritte der mannigfachsten Art kennzeichnen das Leben auch der Menschen, die von gutem Willen beseelt sind, die nicht nur ihr eigenes Dasein würdig gestalten, sondern auch nach Maßgabe ihrer Kräfte das Ihrige zum Wohl der Allgemeinheit beitragen wollen. Und wenn wir nach der Quelle der weitaus meisten dieser Fehltritte forschen, so werden wir ohne langes Suchen sie in unserer Fleischeslust und unserer Trägheit finden. Diese allgemeinsten Mängel auch der sogenannten guten Menschen erzeugen einen wahren Rattenkönig von kleinen, erbärmlichen Verschuldungen gegen unseren Nächsten und gegen unser besseres Selbst. Und wie gern vergeben wir uns gegenseitig diese Fehler und glauben damit noch eine philanthropische Pflicht zu erfüllen! Wir und unsere guten Freunde und Nachbarn sind ja doch nicht Diebe, Mörder und Ehebrecher! — Wie anders stellt sich das Leben und Handeln des Helden in der wahren Tragödie dar! Es ist ein Kampf, ein Ringen gegen die Schwäche. Wohl schließt es auch eine Schuld in sich, fast nie aber ist es eine Schuld der Schwäche des Willens, sondern eine Schuld, mit Bewußtsein begangen, um die größere Schuld des Aufgebens der eigenen Persönlichkeit nicht zu verschulden. So nimmt denn auch der tragische Held mannhaft die Folgen der Schuld auf sich und rechnet nicht schwächlich auf Vergebung derselben; ebenso wenig aber läßt er sich, wenn seine Verschuldung sich härter an ihm rächt, als er wohl selber verdient zu haben glaubt, in seinem Weiterstreben beirren. Die im Kampfe empfangenen Wunden trägt er mit Standhaftigkeit und geht unverzagt neuen Kämpfen entgegen, die neue Wunden bringen werden. — Hier tritt der Unterschied zwischen dem Helden und dem noch von ungereinigtem Mitleid und kleinlicher Zaghaftigkeit erfüllten Philanthropen mit besonderer Schärfe hervor. Ist der Philanthrop schon an sich geneigt, seinen Mitmenschen die Verschuldungen zu vergeben, so wird er die Schuld dieses Helden, die er ja selbst als einen Akt moralischer Notwendigkeit erkannt hat, erst recht als verzeihlich ansehen. Ja, eine solche Strafe ist ihm zu hart, sie ist unverdient, und hiermit ist die Grundlage des Mitleids geschaffen, wie schon vorher die Grundlage der dem Mitleid voraufziehenden Furcht in der Neigung des Philanthropen gegeben war, durch die Uebertragung seiner ἀκακία auf den Helden diesen zu Seinesgleichen zu machen. — Aber dieses bisherige weichliche Mitleid und die bisherige schwächliche Furcht halten vor der Handlung der Tragödie nicht Stand. Den wahren Wert des Menschenlebens, das, was den Menschen adelt, was ihm die Erreichung hoher Ziele ermöglicht oder auch nur zum Streben nach hohen Zielen befähigt, hat der Philanthrop bisher noch gar nicht erkannt; hier erst lernt er es kennen aus dem erhabenen Beispiel, das der tragische Held zur Nachachtung ihm vor Augen stellt. Er sieht jetzt ein, daß seine Furcht und sein Mitleid, die ihn zum Philanthropen gemacht, in der Qualität, wie sie ihm eigen waren, Feinde der wahren Philanthropie sind.

Seine Furcht und sein Mitleid verweichlichen nur und rauben alle frische Thatkraft, moralische Verweichlichung aber macht zu jedem ernstern Streben unfähig, das auf äußere und innere Vervollkommnung der Menschheit gerichtet ist. — Und diese Furcht steckt an; wir lassen uns nicht allein von jedem Unternehmen, das mit Gefahr verbunden ist, dadurch zurückschrecken, wir halten auch Andere davon ab. Aehnlich wirkt auch unser Mitleid entsittlichend; oft kommt dem von uns Bemitleideten erst infolge unseres Mitleids die Schwere seines Leidens zum Bewußtsein, und von jetzt an glaubt er ein Anrecht darauf zu haben, sich unglücklich zu fühlen, über die Härte seines Geschickes zu klagen und ein mürrischer, zu frischem Handeln unfähiger Mensch zu werden. — So erzieht man weder sich selber noch andere zu wahren Menschen; man schädigt nur die Menschheit statt ihr zu nützen, Versumpfung und Schlendrian wird dadurch großgezogen. — Nun bringt die Tragödie durch ihre Handlung die Ueberzeugung hervor, daß wahres Menschentum nur im Leiden sich bewähren kann, und daß nur durch das freudig dargebrachte Opfer der eigenen Persönlichkeit große Ideen zur Verwirklichung geführt werden können. — Ein Leiden aber, das zur Erreichung von etwas Gutem und Wünschenswertem führt, werden wir nicht länger mehr fürchten, einen von solchem Leiden Heimgesuchten werden wir nicht mehr bemitleiden. Diese heilsame Wirkung zu erzielen, ist die Tragödie umsomehr angethan, als die aufsteigende Handlung zeigt, daß die gefürchteten Gefahren zurückweichen, wenn man ihnen beherzt zu Leibe geht; — verloren ist nur, wer sich selbst verloren giebt. Die Leiden dienen dazu, durch ihre Bekämpfung unsere Kraft zu stählen; ja die Bekämpfung selber kann schon Zweck sein: kämpfen heißt leben — „dieser ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.“ Der Kampf erhält uns in Bewegung, er behütet uns vor der Erschlaffung, der geistigen wie der moralischen und schließlich auch vor der physischen. Ein solcher Kämpfer ist der tragische Held. Er ringt um hohe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ziele, und im Ringen wachsen ihm die Kräfte; dieses erhöhte Kraftgefühl, das die Folge jeder lebhaften Bethätigung der physischen wie der seelischen Organe ist, wird nun zudem noch in den Dienst edler Aufgaben gestellt, und wenn der Kampf an sich schon Zweck sein kann, so ist ein solcher Kampf es vollends. Er bildet einen würdigen Inhalt des Lebens; wer so kämpft, lebt ein volles Leben, auch wenn es ihm die Palme des Sieges nicht reicht; ein hohes moralisches Gut erwerben wir damit jedenfalls, die Selbstachtung. Wie anders, wenn wir vor dem drohenden Mißgeschick die Flucht ergreifen! Bringt die Flucht uns wirklich Rettung, so wird dem Gefühl der augenblicklichen Geborgenheit bald das beschämende Gefühl der Selbsterniedrigung folgen. Das Wohlgefühl der Unverletztheit war rasch vorübergehend, das drückende Bewußtsein unseres Kleinmuts wird dauernd sein.

Diese aus dem Beispiel des tragischen Helden sich ergebende Erwägung wird so die klägliche Furcht vor Schaden, den wir oder unsere Nächsten nehmen könnten, in die edle Furcht umwandeln, durch feiges Ausweichen und Zurückgehen unser Selbstbewußtsein und unser Ziel zu schädigen. — Diese Reinigung der Furcht tritt schon in der ersten Hälfte der Tragödie ein, indem wir nicht sowohl fürchten, daß dem Helden auf seinem Wege schwere Gefahren drohen könnten, als vielmehr, daß er durch solche Gefahren sich bestimmen lassen könnte, seinen Weg nicht weiter zu verfolgen. — Diese letztere Furcht aber schwindet mehr und mehr, da wir alsbald die Ueberzeugung gewinnen, daß unser Held sich durch nichts wird zurückschrecken lassen; auch wächst ja mit jeder zurückgeschlagenen Gefahr die Wahrscheinlichkeit des nahen Sieges. — Anders aber wird es von der Peripetie an. Unsere schon im Anfang der Reinigung begriffene Furcht muß noch eine schwere Probe bestehen. Nicht mehr wird der Held für seine Mühen und Gefahren durch den Lohn rüstigen Fortschreitens entschädigt; Schlag empfängt er jetzt auf Schlag, Schritt für Schritt wird er zurückgedrängt. — Da beginnt unsere aus der unedlen bereits in edle gewandelte Furcht, die Furcht vor dem Verzagen des Helden, ihre Macht über unser Gemüt zu verlieren. Auch jetzt steht er noch mutig seinen Gegnern, aber sein Leiden wird für uns jetzt erst zum wahren Leiden, weil die Hoffnung auf baldige Heilung desselben schwindet. Unabweislich drängt die Furcht sich uns auf, daß das Leiden des Helden erst mit seiner Vernichtung aufhören werde. Von dem Augenblick an aber, wo die Furcht in dieses Stadium tritt, ist auch der zweite der tragischen Affekte, das vorher nur als Anticipation vorhandene Mitleid zum vollen Ausbruch gelangt. Allgewaltiges Wehgefühl erfaßt uns, tiefstes Mitleid mit dem Helden, der so standhaft sein Leiden trägt, der so unverzagt den Kampf um sein Ziel weiter kämpft, wo wir schon alle Hoffnung begraben haben. — Dieser starke Affekt des Mitleids ist es, der, selbst noch ungereinigt, die Qualität unserer Furcht wieder herabdrückt. — Unsere schon halb gereinigte Furcht hat demnach die Probe nicht bestanden; sie muß noch durch das Läuterungsfeuer des in diesem Prozeß sich selber reinigenden Mitleids hindurch, um durch diesen und mit diesem Affekt ihre endliche Verklärung zu erlangen. — In dem ersten Teile der Tragödie ist es die allmählich anschwellende Furcht, die sich das leise aufkeimende Mitleid als Begleiter gesellt; dabei vollzieht sich die erste Läuterung der Furcht. In dem zweiten Teile der Tragödie kommt das ungeläuterte Mitleid zur vollen Geltung und drückt in diesem Stadium die Furcht für den Augenblick wieder herab. Sodann tritt in dem höchsten Sturm der Affekte die Reinigung des Mitleids ein, die als unausbleibliche Folge zuletzt auch die volle Verklärung des Affektes der Furcht nach sich zieht.

Diese beiden letzten Wirkungen haben wir nun noch zu verfolgen.

Während das tragische Verhängnis mit dem Zwange unerbittlicher Notwendigkeit auf abschüssiger Bahn rascher und rascher dahinrollt, sehen wir mit Staunen, wie der Held, anstatt moralisch niedergebeugt zu werden wie wir im Weiterleben seines Leids, sich vielmehr angesichts der drohenden Vernichtung erst zur vollen moralischen Höhe erhebt. Stolz weist er unser Mitleid zurück; nicht späht sein Auge nach rechts und links, ob wohl noch unverhofft sich ihm ein Weg der Rettung zeige; unverwandt hält er den strahlenden Blick auf das Ziel gerichtet, sich und seinem Ziele getreu bis in den Tod. — Die höchste Auffassung eines würdigen Lebens teilt sich erst jetzt dem Philanthropen mit: Ausharren bis ans Ende nur bringt die Krone des Lebens; der endgültige moralische Sieg kann erst am Ziele unserer Tage uns zugesprochen werden. — Wir würden den Helden wohl auch bemitleiden, wenn er, ermattet von den erlittenen Schlägen, auf dem Verbandplatze sich Heilung für seine Wunden suchte; wir würden ihm unser Mitleid nicht versagen, wenn er nach Aufgabe seiner kühnen Pläne als Krüppel für den Rest seiner Tage sich mit der Invalidenpension begnügte, — aber dieses Mitleid wäre ein klägliches, mit dem gemeinen Jammer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Lebens behaftet, erniedrigend für den Helden und für uns. — So dagegen empfinden wir gereinigtes, edles Mitleid: das wehmütige Gefühl, das bei der Wahrnehmung uns beschleicht, daß das Hohe, das Glänzende so früh dahinsinken muß. Aber bleibt nicht gerade infolge dieses frühen Dahinsinkens das Bild des Vollendeten für immer glänzend und leuchtend vor uns stehen? Achilles und Siegfried umhüllt auf ewig der Glanz der Jugendschöne und der Jugendkraft. — Das wehmütige Gefühl, welches das frühe Dahinsinken des Großen und Schönen in uns erzeugt, trägt wesentliche Merkmale des Begriffes Mitleid in sich, aber ihm ist beigemischt das Merkmal der Bewunderung, des neidlosen Aufschauens zu der schönheitstrahlenden Größe, von der das uns umgebende Dunkel und unsere Kleinheit scharf abstechen. Durch unsere Bewunderung aber, durch unsere freie Hingabe an die Erhabenheit, machen wir einen Teil derselben zu unserem geistigen Eigentum. Die Fähigkeit, das Erhabene trotz des Bewußtseins, daß wir so unendlich tief unter ihm stehen, dennoch zu erfassen, in das Verständnis desselben uns hineinzuleben, erfüllt uns mit höherer Achtung vor uns selbst und erhöht unser moralisches und geistiges Sein, — und in diesem erhöhten Zustande erfahren wir an uns die Schlußwandelung auch des anderen tragischen Affektes, der Furcht.

Unsere alte Furcht mit allem Kleinlichen, das ihr anhaftete, ist dahin; auch das zweite Stadium, die Furcht vor eben dieser Kleinlichkeit, kehrt nicht wieder; die Furcht in ihrem jetzt eintretenden dritten Stadium, ganz bestimmt durch den Eindruck des Erhabenen, das wir haben anschauen und in uns aufnehmen dürfen, ist die heilige Scheu, die uns immer überkommt, wenn wir, innerlich vorbereitet, dem Ueberwältigenden gegenüber treten, es ist der Ehrfurchtsschauer, der uns überrieselt angesichts des Unfaßbaren, das nun doch Gestalt gewonnen hat; die Flügel der Ewigkeit hören wir um uns rauschen, und wie in fernem Nebel liegt unser ganzes kleines, enges Dasein mit seiner Alltagsstimmung, mit seiner gemeinen Furcht und seinem gemeinen Mitleid hinter uns. — Als andere Menschen verlassen wir die Stätte, wo die höchste Kunst sich ihren Tempel erbaut hat. Das höchste Erhabene in der Kunst deckt sich begrifflich mit dem Tragischen; die tragischen Affekte sind es, welche das Anschauen des höchsten Erhabenen in unserer Brust erzeugt. — Aber wird diese innere Erhebung, dieses Kraftgefühl, das die Berührung mit dem Großen, Ungemeinen immer zur Folge hat, auch fortbestehen? In der Welt des Scheines hat die Gesundung unseres Innern sich vollzogen; wird sie auf der Bühne der Wirklichkeit nicht bald wieder schwinden? Kaum haben wir unsere Häuslichkeit wieder betreten, da tritt uns aus allen Ecken und Winkeln der Staub des Alltagslebens vor das Auge, da lauern uns mit tückischer Schadenfreude alle unvollendeten oder halbvollendeten Arbeiten auf — der Arbeitsmann muß seinen Kittel wieder anlegen, seinen Karren wieder aufnehmen und ihn weiterschieben im Schweiße seines Angesichtes. — Keine gewaltigen Kämpfe, keine erhabenen Ziele warten unser; die Armseligkeiten und Widerwärtigkeiten des Alltagslebens strecken ihre langen, dürren Fangarme nach uns aus. — Aber vielleicht sehen wir sie jetzt gar nicht mehr in diesem Lichte; mit unserer erhöhten Sehkraft gewahren wir vielleicht jetzt zum erstenmal, daß aus allen diesen scheinbaren Armseligkeiten sich etwas Großes zusammensetzt, das des redlich vergossenen Schweißes wohl wert ist; wir sehen, daß dieses immerhin schlichte Große ein Glied der endlosen Kette ist, die hinüberläuft in die Ewigkeit; wir sehen, wie ein Teil der Zukunft unseres Volkes, der Menschheit zusammengeflochten wird aus diesen kleinen Leistungen, die unser Berufsleben von uns fordert. — Armseligkeiten anderer Art aber, moralische Armseligkeiten, Kleinlichkeiten und Schwächen der Gesinnung, kleine Gewohnheitssünden, an denen wir früher liebevoll gehangen, vielleicht gelingt es uns doch jetzt, sie mit einem derben Fußtritt in ihre Schlupflöcher zurückzustoßen. Doch, mögen sie immerhin wieder Gewalt über uns gewinnen, wir haben doch eine Erfrischung gehabt, wir sind nicht so rasch, nicht so vollständig zusammengesunken. Das Hohe, das Edle, das, voll empfunden, durch unser nüchternes Alltagsleben zieht, ist nie ganz für uns verloren; etwas davon bleibt in uns zurück, das sich hin und wieder in uns regt, das aus dem wirren, zerstreuten Gang unseres Lebens in der Rückerinnerung uns einen Blick werfen läßt auf die große geradlinige Bahn, auf der das Schicksal jenes Helden dahinzog, einen Blick der Entsagung freilich, aber auch einen Blick der Sehnsucht, und wenn die Sehnsucht nach einem reineren Streben in uns auftaucht, so wirkt dies schon veredelnd auf uns ein und erweckt in uns die leise Hoffnung, daß, wenn wir nur mutig ausharren, auch wir aus den Wirrsalen der Gegenwart uns hinausringen werden zu dem Höheren, zu dem auch wir uns bestimmt fühlen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Lebens behaftet, erni
edles Mitleid: das wehm
Glänzende so früh dahin
Bild des Vollendeten für
auf ewig der Glanz der
frühe Dahinsinken des G
Mitleid in sich, aber ihm
schönheitstrahlenden Größe
Durch unsere Bewunderu
derselben zu unserem geis
unendlich tief unter ihm
uns mit höherer Achtung
erhöhten Zustande erfahren

Unsere alte Furc
die Furcht vor eben dieser
Stadium, ganz bestimmt
nehmen dürfen, ist die h
Ueberwältigenden gegenüb
baren, das nun doch G
wie in fernem Nebel liegt
gemeinen Furcht und seine
Stätte, wo die höchste Ku
begrifflich mit dem Tragisc
in unserer Brust erzeugt.
mit dem Großen, Ungeme
die Gesundung unseres In
schwinden? Kaum haben
Winkeln der Staub des A
unvollendeten oder halbvoll
seinen Karren wieder aufne
Kämpfe, keine erhabenen Z
strecken ihre langen, dürren
in diesem Lichte; mit unse
diesen scheinbaren Armselig
wohl wert ist; wir sehen,
läuft in die Ewigkeit; wir
geflochten wird aus diesen
anderer Art aber, moralisch
heitssünden, an denen wir
derben Fußtritt in ihre Sc
gewinnen, wir haben doch
gesunken. Das Hohe, das
ganz für uns verloren; etw
dem wirren, zerstreuten Ga
große geradlinige Bahn, a
aber auch einen Blick der S
taucht, so wirkt dies schon
nur mutig ausharren, auch
Höheren, zu dem auch wir

— So dagegen empfinden wir gereinigtes,
g uns beschleicht, daß das Hohe, das
infolge dieses frühen Dahinsinkens das
stehen? Achilles und Siegfried umhüllt
Das wehmütige Gefühl, welches das
rägt wesentliche Merkmale des Begriffes
erung, des neidlosen Aufschauens zu der
l und unsere Kleinheit scharf abstechen.
die Erhabenheit, machen wir einen Teil
abene trotz des Bewußtseins, daß wir so
ndnis desselben uns hineinzuleben, erfüllt
hes und geistiges Sein, — und in diesem
es anderen tragischen Affektes, der Furcht.
te, ist dahin; auch das zweite Stadium,
rcht in ihrem jetzt eintretenden dritten
wir haben anschauen und in uns auf=
, wenn wir, innerlich vorbereitet, dem
er uns überrieselt angesichts des Unfaß=
igkeit hören wir um uns rauschen, und
it seiner Alltagsstimmung, mit seiner
ls andere Menschen verlassen wir die
höchste Erhabene in der Kunst deckt sich
das Anschauen des höchsten Erhabenen
dieses Kraftgefühl, das die Berührung
ehen? In der Welt des Scheines hat
ühne der Wirklichkeit nicht bald wieder
da tritt uns aus allen Ecken und
uns mit tückischer Schadenfreude alle
nn muß seinen Kittel wieder anlegen,
e seines Angesichtes. — Keine gewaltigen
d Widerwärtigkeiten des Alltagslebens
leicht sehen wir sie jetzt gar nicht mehr
icht jetzt zum erstenmal, daß aus allen
das des redlich vergossenen Schweißes
lied der endlosen Kette ist, die hinüber=
es Volkes, der Menschheit zusammen=
n von uns fordert. — Armseligkeiten
vächen der Gesinnung, kleine Gewohn=
ngt es uns doch jetzt, sie mit einem
sie immerhin wieder Gewalt über uns
rasch, nicht so vollständig zusammen=
nüchternes Alltagsleben zieht, ist nie
hin und wieder in uns regt, das aus
uns einen Blick werfen läßt auf die
g, einen Blick der Entsagung freilich,
einem reineren Streben in uns auf=
s die leise Hoffnung, daß, wenn wir
rt uns hinausringen werden zu dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daß wir mit vorstehenden Ausführungen uns wirklich einen Schacht zu den geheimnisvollen Gedankengängen des großen alten Philosophen gegraben haben, wagen wir nicht zu behaupten. Es will uns vielmehr bedünken, als hätten allerlei Schillersche oder gar romantische Reminiszenzen uns bei unserer Grubenarbeit geleuchtet. Schwerlich hat Aristoteles an eine Veredelung, an eine der Erhabenheit der tragischen Handlung entsprechende Hinausrückung der Affekte des Mitleids und der Furcht in eine Sphäre erhöhten Empfindungslebens gedacht, in der sie ihren ursprünglichen Charakter nahezu verlieren. Seine kathartische Kur soll wohl nur ein durch Uebersättigung bewirktes zeitweiliges Stillestehen des Empfindungsapparates bezwecken. In diesem Falle würde der durch den Genuß der Tragödie erzielte praktische Erfolg nur der sein, daß wir während dieser Ausspannung unserer Gemütsthätigkeit uns innerlich für die neuen Aufgaben, die das Leben für uns mittlerweile zurüstet, kräftigen und vorbereiten können. Wenn es dann mit seiner Qual wieder an die ausgeruhte Seele herantritt, wird diese zunächst wenigstens sich widerstandsfähiger erweisen; wir werden für eine Zeitlang weniger empfindlich und reizbar und somit auch mehr befähigt sein, durch alle Widerwärtigkeiten hindurch den Zielen, die das Leben oder eigene Wahl uns stellt, zuzustreben. — Wenn nun von uns der große Schritt zu der Veredelung der Affekte weiter gethan ist, so mag Aristoteles uns unmittelbar dazu nicht ermächtigt haben; im Grunde haben wir aber damit doch kaum mehr gethan, als daß wir den altgriechischen Urtext etwas frei in unser modernes Deutsch übertragen haben, oder, um einen musikalischen Ausdruck zu brauchen, daß wir die alte schlichte Melodie unter Benutzung der modernen Harmonielehre umgesetzt haben. Das musikalische Ohr hört das alte Grundmotiv immer noch durch. Vielleicht schüttelt nur der Verehrer der alten Musik das Haupt und redet von endloser Zukunftsmelodie, zu welcher die alte schöne Melodie umgewagnert worden sei. Die Berechtigung dazu wollen wir ihm nicht absprechen. Unserseits aber leiten wir das Recht zu diesem dreisten Umspringen mit den Gedanken des ehrwürdigen griechischen Philosophen daraus her, daß, nachdem wir ihm zuvor sein Recht haben werden lassen, wir es zum Schluß als unsere Hauptaufgabe betrachtet haben, der Quelle der gewaltigen Wirkungen nachzugehen, die von der Tragödie Shakespeares und Schillers auf uns ausgeübt werden. An anderer Stelle haben wir gezeigt, daß in Bezug auf den äußeren Ausbau die moderne Tragödie mit ihrem stofflich reicheren Inhalt sich nicht in die engen Schranken einzwängen lassen durfte, innerhalb derer die antike Tragödie sich ungezwungen bewegen konnte; — sollten wir nun nicht zeigen, daß die moderne Tragödie mit ihrer reicheren und energischeren Empfindungswelt auch einen mächtigeren Strom von Empfindungen in der Brust des Zuschauers erregen muß? Wenn die Reinigung der Affekte, die durch die attische Tragödie herbeigeführt wird, ein im wesentlichen negatives Ergebnis liefert, ein Ausscheiden, eine Entladung, so wachsen unter der Einwirkung der tragischen Schöpfungen Shakespeares und Schillers stärkere und reinere Empfindungen an der Stelle der abgestreiften niederen hervor. Nicht, wie der Grieche, mit dem angenehmen Bewußtsein, für eine Weile gegen den Jammer und das Elend des Alltagslebens abgestumpft zu sein, sondern mit dem erhebenden Bewußtsein, innerlich gestählt zu sein gegen die Leiden des Lebens, sie gern auf uns nehmen zu wollen um höherer Zwecke willen, verlassen wir das Theater.

Züllichau 1898. **Dr. Georg Schilling.**

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf